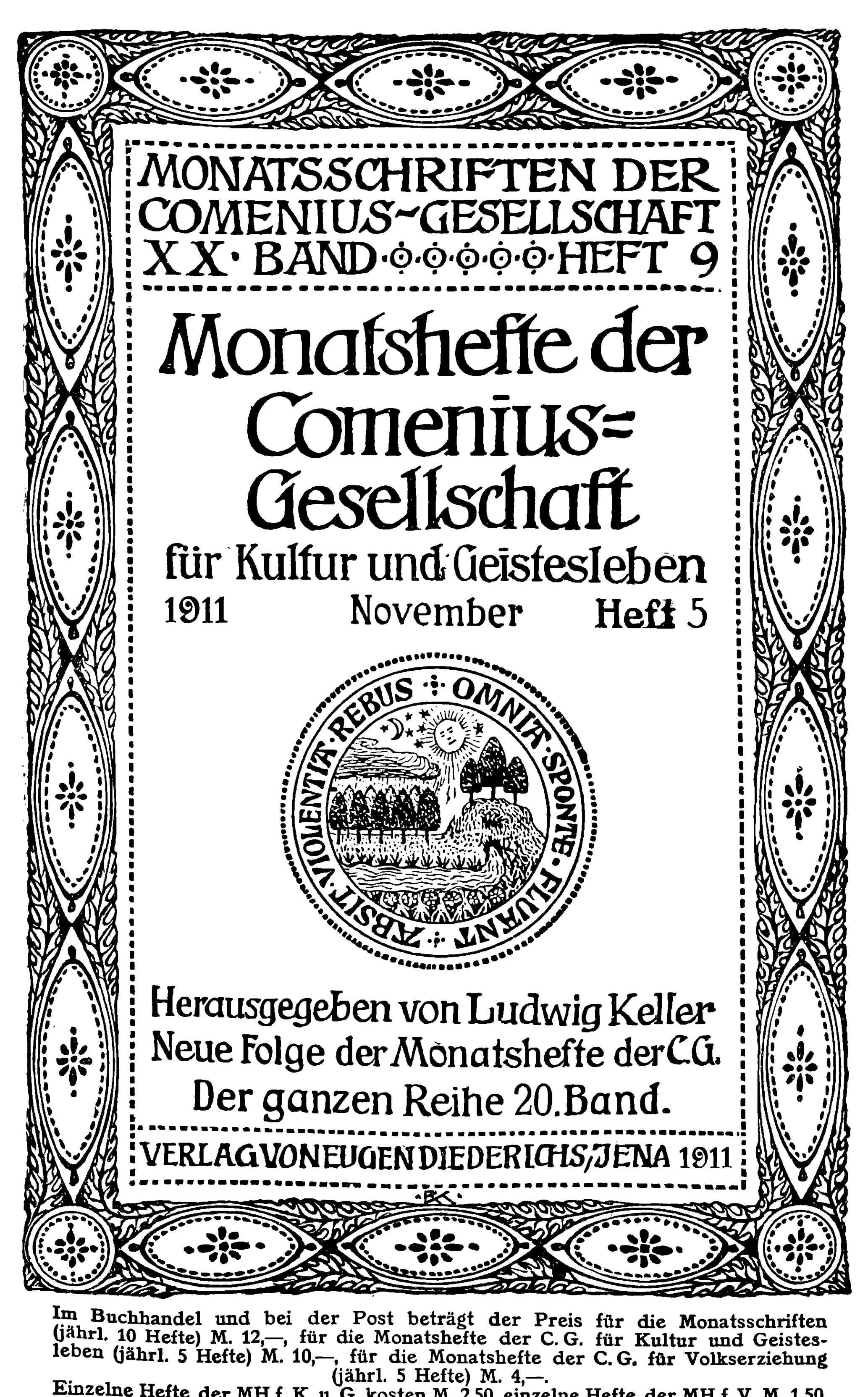


Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.

Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Verzeichnis der im Text besprochenen und erwähnten Schriften



VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 3 November 1911 Heft 5

Die Monatshefte der C. G., für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, September und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. – Einzelne Hefte M. 2.50. – Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

WILHELM DILTHEY

Von

Universitätsprofessor Dr. Eduard Spranger in Leipzig[1])

ilhelm Dilthey ist heimgegangen. Manches Wort ist in diesen Tagen zu seinem Gedächtnis geschrieben und gesprochen worden. Aber er gehört nicht zu den Männern, deren Lebenswerk schon an ihrer Bahre in wenige, einfache Sätze gefaßt werden könnte. Wir fühlen nur, daß etwas unvergleichlich Großes von uns gegangen ist; doch seine volle Gestalt werden wir erst sehen, wenn die Nebel der frühen Stunde sich gelichtet haben und er in Tageshelle vor uns stehen wird, faßbar jenem Organ, das ihm selbst als das höchste galt: dem geschichtlichen Verständnis.

[1]) Wilhelm Dilthey hat der Comenius-Gesellschaft seit ihrer Begründung als Mitglied angehört, und wir freuen uns, ihm aus der Feder eines seiner Schüler ein Denkmal setzen zu können. Der vorstehende Artikel ist am 23. Oktober d. J. zuerst in No. 43 des „Zeitgeist“ (Beiblatt zum „Berliner Tageblatt“) erschienen und daraus mit Zustimmung des Verfassers und Verlegers übernommen.

Welche Gedanken weckt diese Trauerbotschaft! — Wir Jüngeren müssen, wenn wir offen sein wollen, gestehen, daß wir unseren Lehrer in seiner tiefsten menschlichen Organisation nicht gekannt haben. Diejenigen, die mit ihm jung waren und denen er den Reichtum seiner wogenden Seele erschlossen haben mag, sind längst dahin. Wir kamen zu ihm durch seine Bücher oder durch seine Vorlesungen; und wir fanden ihn, ganz der Sache hingegeben, von der Wissenschaft erfüllt bis zur Unerbittlichkeit, bis zum Vergessen der Welt und der Menschen, deren eigenstes Leben er doch sonst aus wenigen alten Blättern bis in die feinsten Atemzüge zu belauschen wußte. Wir fühlten, wie seine Seele arbeitete, aber wir sahen seine Seele nicht. Das völlig Inkommensurable, Inkalkulable seiner Natur wirkte auf jeden, der ihm nahte, mit der geheimnisvollen Macht, die nur von der Genialität ausgeht. Und so tief er viele von uns beeinflußt hat, bis in den Stil und das innerste Gewebe unseres Geistes hinein — ein jeder hat doch den Eindruck, daß in ihm noch unendlich viel mehr lag, als sich in uns ergoß. Nur manchmal brach durch diese Hülle hindurch ein Strahl so warmer Liebe, so inniger Besorgtheit um seine Schüler, daß tausend Kräfte uns zu ihm hinzogen und sein Gemüt wie in plötzlichem Sonnenlicht sich vor uns auftat. Wer solche Augenblicke erfahren hat, der mußte ihm mit schwärmerischer Liebe treu bleiben. Aber um so größer wurde das Problem: wie man diesem wunderbaren Mann etwas sein und seine unvergleichlichen Gaben ihm durch eigenen Wert vergelten könnte.

Unsere Liebe möchte in dieser ernsten Stunde reden; sie möchte sagen, weshalb wir Dilthey für den tiefsten Philosophen unserer Zeit hielten, was sein Wille war und was sein Werk. Aber gerade hier mahnt uns das Bild des Abgeschiedenen zur stillen Selbstprüfung. Wir erinnern uns, wie er, dem der feinste Sinn für das Geheimnis menschlicher Individualität verliehen war, in dem Augenblick, wo er sie hätte aussprechen und hinzeichnen können, mit zarter Scheu die Hand zurückzog und halb ängstlich, halb andächtig den Schleier wieder fallen ließ. Können wir Dilthey überhaupt verstehen, so nur von diesem Punkte aus.

Kein Wort hat er so häufig ausgeprochen wie den Satz: Individuum est ineffabile; und doch war etwas in ihm, das diesen Satz nicht anerkannte. Sein ganzes Ringen galt vielmehr dem Ziele, auch in der Individualität noch durch Analyse

und Deskription den inneren Aufbau psychologisch und historisch zu ergründen, nicht nur die einzelne menschliche Individualität, sondern ebenso die einer Generation oder Kulturepoche. Eine neue methodische Grundlegung der Geisteswissenschaften, die von der Sklaverei der naturwissenschaftlichen Analogien frei wäre, schwebte ihm vor. Man kann daher zweifeln, ob Dilthey in erster Linie Historiker war oder Systematiker. Die allgemeine Ansicht neigt dem ersteren zu. Sie ist einseitig. Wenn er Zeit seines Lebens über den einzigen Schleiermacher nachdachte, so konnte es unmöglich die singulare Erscheinung sein, die ihn in den Bann dieses Mannes zog, der ihm in manchem verwandt, in vielem doch auch heterogen war. Es war in ihm eine positivistische Ader, die auf Erkenntnis drang, auf kühle Gesetzlichkeit, Zusammenhang, Relation, ja Systematik. Und so suchte er in der Individualität das ihr eigene Gesetz, die bleibende Struktur, gleichsam die persönliche Kristallisationsform. Das war seine eminente Wissenschaftlichkeit, die ihn vom „Leben Schleiermachers" notwendig zur „Einleitung in die Geisteswissenschaften" trieb. Bis in die letzten Tage hinein hat ihn diese verborgene Selbstbewegung des Lebens, die das Phänomen Schleiermacher hervorbrachte, beschäftigt. Ich durfte ein späteres Manuskript sehen, das den innersten Zusammenhang dieser Natur mit einer Tiefe aussprach, wie sie auch die glühendsten Bewunderer der uns vorliegenden Biographie nicht ahnen. — Warum dies alles verborgen blieb? Warum der zweite Band, von dem große Partien vollendet sind, doch niemals abgeschlossen wurde?

Hier tritt nun ein zweiter Zug von dem Wesen Diltheys in Wirksamkeit: neben dem Erbe Comtes etwas ganz Neues, Unerwartetes, das vielleicht nur durch seine Affinität zur Romantik vorbereitet erscheint: tiefer als alle Philosophie ergriff ihn das Geheimnis des Lebens. Ihn führte das Erleben, nicht eine Begriffsarchitektonik, zur Philosophie, aber von der Armut der Philosophie fand er sich wieder zurückgetrieben zum Leben: jede Formel zerstört. Eine Vorsicht beseelte ihn, die den entdeckungsfreudigen Anfänger oder den Stelleninterpreten (der ja gerade in der Schleiermacherliteratur nicht selten ist) zur Verzweifelung treiben mußte. Individuum est ineffabile. Zuletzt deckt doch kein Begriff den lebendigen Strom der geistigen Welt. Keine Analyse gibt die unteilbare Einheit wieder, die wir meinen und in uns selbst mit origineller Kraft wirksam fühlen.

Hegels begriffliche Zuversicht war der Tod der Philosophie: wir müssen jedem letzten Wort mißtrauen: das Erlebnis ist das Volle und Ganze — jede Systematisierung zerreißt dieses zarte Gewebe. Und so breitete Dilthey über jede seiner Darstellungen jenen feinen Duft, der uns berauscht, aber die Umrisse, die wir schon klar zu schauen meinten, wieder verschwimmen läßt.

Das Verhältnis von Philosophie und Leben ist die Stätte seines eigensten Kämpfens, seiner tiefsten Erfahrungen. Es soll, wie er mir sagte, auch darüber ein Manuskript aus früherer Zeit vorliegen. Seine Lebensanschauung konnte nicht Philosophie werden, wie sehr er danach rang. Er wußte wohl, daß die Philosophie sich auf dem Boden der Allgemeingültigkeit bewegt. Seine ursprüngliche logische Anlage war nicht stark; aber sein logisches Gewissen über alle Begriffe streng und fein. Daher der Zug halb resignierter, halb sicherer Skepsis über seinem Wesen. Er hätte Philosoph sein können, aber er war zu ehrlich, zu tief ergriffen vom Dasein, zu reich, um es ganz sein zu können. Deshalb bewegten ihn tiefer selbst als Hegel jene Geschwister der Philosophie, die Weltanschauung aussprechen und sich vom Erlebnis der Welt nähren: Kunst und Religion.

Die Kunst redet im Konkreten von dem Allgemeinen. Wie diese neue Welt entsteht, aus Erlebnis und Einbildungskraft, das hat Dilthey wie kein anderer vor ihm enthüllt. Und damit tat sich ihm eine neue Art auf, geistiges Leben zu sehen und zu beurteilen. Daß in den großen Schöpfungen der Dichter mehr als ein Spiel der Phantasie, daß in ihnen Weltanschauung und Welterlebnis enthalten ist, hat er in unvergleichlichen Werken dargestellt, die uns künftig eine seiner würdige Hand pietätvoll sammeln möge. Durch sie erst ist die Literaturgeschichte über das bloß philologische Niveau zu einer psychologischen Wissenschaft erhoben worden. Der Mensch des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, Aufklärung, Klassizismus, Romantik sind uns in ihrer Struktur und inneren Lebensverfassung erst durch Dilthey sichtbar geworden, und auch auf diesem Gebiete verbindet sich bei ihm eine neue Systematik mit der feinsten historischen Genialität.

Aber auf dem Grunde der Philosophie wie der Kunst bohrt noch ein anderes: die Religiosität. Dilthey hat nie eine Begriffsbestimmung der Religion gegeben. Aber was aus seinen Worten wie Weihe und Andacht klang, das war Versenkung in diesen

Wurzelgrund, unmittelbarste Berührung mit den Quellen des Daseins. Mit dem Widerstand der Sprache ringend nannte er jede dieser letzten Erfahrungen ein „Band des Lebens“, analog etwa dem, was ihm in der Kunst die „Bezüge des Daseins“ waren. Jede Transzendenz, jedes Wechselverhältnis von Gott und Mensch war ihm hier ausgelöscht. Die alte Religiosität beruht auf Magismus, auf Gegenseitigkeit. Das moderne Bewußtsein erlebt in seinen Tiefen die Bänder, die das Subjekt mit dem objektiven Zusammenhange halb unerbittlich, halb sinnvoll verknüpfen. Und in diese letzten Ursprünge hinab senkte sich nun auch sein Verständnis der Philosophie und ihrer Geschichte, wie er sie zum Beispiel in den klassischen Vorlesungen der Winter 1901 bis 1903 vor Hunderten von Zuhörern entwickelte.

Historisches Bewußtsein und ästhetischer Reichtum wirkten in Dilthey zusammen, um ihn über jede einseitige Deutung des Lebens hinauszuheben. Vielleicht hat kein moderner Mensch die Qualen des Relativen mit solcher Gewalt erfahren müssen, wie er. Die allseitige Empfänglichkeit seiner Natur erschloß ihm Tiefen des geistig-geschichtlichen Lebens, die eine Generation früher noch in den festen Kategorien Hegelscher Systematik umfaßt hatte. Das alles wurde für ihn lebendiges Gewimmel, verwirrendes Meer von Gestalten, konkretes Bild der Kunst, Bildersprache der Religion. Ein eigenes Leben hätte dazu gehört, diese Fülle der Gesichte zu deuten. Und wirklich schien es jahrelang, als ob historische Arbeit den Geist unseres großen Lehrers ganz gefangen nehmen sollte. Wer je gezweifelt hätte, müßte durch die Werke der letzten Jahre belehrt werden, daß doch ein innerer geheimnisvoller Trieb ihn auf das Systematische hindrängte: die S t r u k t u r d e s G e i s t e s wollte er erfassen, auch wenn er historisch arbeitete. Die Geschichte war ihm der Quell wie der Prüfstein seiner geisteswissenschaftlichen Theorien; noch zuletzt behandelte er in diesem höheren Sinne die Entwickelung der Aufklärung. Und die letzten Akademieabhandlungen die nur zum Teil gedruckt sind, enthalten eine Grundlegung der Geisteswissenschaften, die die Basis für jede künftige Geistesphilosophie bilden werden, wenn auch dem modernen Logiker manche Ergänzung vorbehalten sein wird. Über diese Leistungen wird erst die kommende Zeit eine Entscheidung treffen können: so viel aber ist gewiß, daß niemand Hegels Absichten auf so breiter Grundlage und mit so echt wissenschaftlichem Sinn fort-

gesetzt hat, wie der Verfasser der Akademieabhandlungen über die „beschreibende und zergliedernde Psychologie", über „Die Funktion der Anthropologie in der Kultur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts" (worauf er besonderen Wert legte) und über den „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften" (1910).

Das große, künstlerisch-wissenschaftliche Organ, mit dem er die geistige Welt umfaßte, ist das Verstehen. Zur Theorie dieser Funktion, einem wenig angebauten Zweig der Erkenntnistheorie, liegen noch mannigfache ungedruckte Arbeiten vor, die an Schleiermachers Idee der Hermeneutik bewußt anknüpfen. Wollte man Diltheys eigene Geistesstruktur auf eine Formel bringen, so müßte man diese Gabe des Verstehens als den Mittelpunkt seiner Organisation bezeichnen. Die Verwebung des Singularen mit dem Gesetzlich-Strukturellen tritt in ihr halb unbewußt zutage. Es geht aus von dem wissenschaftlichen Trieb des Erkennens und ist doch nicht fähig, sein Resultat in der Nacktheit der Begriffe hinzustellen. Sondern nun umkleidet er es wieder mit dem poetischen Glanz der vollen lebendigen Wirklichkeit, früher gezogene Linien fast mutwillig bis zur Unsichtbarkeit verwischend. Das macht das Künstlerische seiner biographischen Werke aus, jene leichte Jugendlichkeit, die er noch im letzten Jahr an seinem „Schleiermacher" als höchsten Reiz empfand und mit der Scheu bewahren wollte, die er auch vor dem Prinzip seiner eigenen ursprünglichen Geistesorganisation empfand. „Verstehen ist alles." Und doch — wie unendlich hat sich in ihm der quietistische Grundsatz Hegels von der Vernünftigkeit alles Wirklichen vertieft! Man hat Dilthey einen Relativisten genannt, und energische Vertreter des normativen Standpunktes haben behauptet, daß er in der „Anarchie der Werte" endige. Glücklich, wer im engen Bezirk mit sicherem Fuß voranschreitet! Aber wir Diltheyschüler möchten dies Glück nicht eintauschen gegen den Reichtum des Lebensverständnisses, den er uns eröffnet hat, gegen den Realismus der Geisteswissenschaft, den wir durchkämpfen wollen gegen jede Metaphysik, die schnell fertig ist mit dem Wort und uns in den Wirren der geistig-geschichtlichen Welt führerlos stehen läßt.

Wir rühren hier an das schwerste Problem in Diltheys geistiger Struktur. Die Veröffentlichungen seiner letzten Jahre zeigen,

daß kaum ein anderer Gewinn seiner langen Lebensarbeit ihm so am Herzen lag, wie die Gliederung der drei Weltanschauungstypen: Idealismus der Freiheit, objektiver Idealismus und Positivismus. Ohne Zweifel hat hier das historische Verstehen Grundformen der Weltanschauungsbildung entdeckt, die auf bleibenden Gesetzlichkeiten beruhen, gleichviel, ob man sie vermehren kann oder durch Mischformen nüancieren. Aber was soll man von einer Philosophie denken, die so in einer Dreieinigkeit der Weltanschauung endet? Ist das, was dem Künstler Goethe erlaubt war, auch dem Diener der Allgemeingültigkeit und Objektivität gestattet?

Es wäre das größte Mißverständnis, wollte man glauben, daß diese Dreiteilung für Dilthey das letzte Wort bedeutet haben könnte. Vielmehr liegt in dem objektiven Verständnis dieser drei Standpunkte an sich notwendig ein Hinaussein über jeden einzelnen von ihnen. Das quälend Relativistische, das in dieser dreifachen Möglichkeit des Standpunktes liegt, ist überwunden in jener universalen Humanität, die das geschichtliche Bewußtsein unserer Bildung verleiht. Dieser ätherische Gewinn der Berührung mit dem allgemeinen Leben ist die neue Philosophie der Geschichte, die Dilthey begründet hat. Nur in der blassen Gestalt eines formalen Ideals lehnte sein aufs Konkrete gerichteter Geist die Humanitätsidee unserer Klassiker ab. Im Grunde war er der vollendete Weise Humanus, den Goethe in Herder ahnte. Der Historiker, der in sich die Geschicke und Erlebnisse unübersehbarer Zeiten und Generationen trägt, hat an diesem erweiterten Lebensbewußtsein den Gehalt seiner Philosophie: nicht eine Philosophie der Formeln, sondern einen erkämpften Lebensstandpunkt von überindividueller Bedeutung. Er hat den reichsten Gewinn in sich gesogen, den die Geschichte uns geben kann: einen L e b e n s s t a n d p u n k t, der über die Einseitigkeiten der eigenen Natur hinweg ist und in reiner Klarheit des Gedankens vor sich liegen sieht, was andere als dunkle Macht beherrscht. Er ist weder Idealist der Freiheit, noch objektiver Idealist, noch Positivist ausschließlich. Er sieht vielmehr in dem lebendigen Zusammenhang der Welt zugleich sein eigenes schaffendes und wirkendes Lebensprinzip, und er erfaßt dies alles in einem reflektierten Bewußtsein der einzelnen Relationen, die sein Leben beherrschen. So führt uns die Geschichte und das Verstehen über uns selbst hinaus: sie gründet

in uns eine Lebensverfassung philosophischer Art, eine Berührung mit dem in der Kultur objektivierten Geist, der zugleich durch seine teologische Struktur auf das hindrängt, was Hegels Symbolik den absoluten Geist nannte.

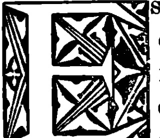
In diesem Sinne hat Dilthey die philosophiegeschichtliche Stellung, Hegels Absichten auf neuem, positivem Boden fortgesetzt zu haben. Nicht umsonst hat er gerade „Hegels Jugendgeschichte" geschrieben. Denn was ihn über Hegel hinaushebt, ist die ewige Jugendlichkeit seines Geistes gewesen, diese Offenheit für jeden Pulsschlag des Lebens, diese Allseitigkeit der Empfindung für die Gestalten des Daseins, die das System verwirft nicht aus Unfruchtbarkeit, sondern aus Einsicht in das Unsystematische des Lebens selbst.

Dieser Geist ruht nun. — Eine fremde Gewalt hat ihn bezwungen; er selbst hat bis in die letzten Tage gewirkt, geplant und gehofft. In Briefen, die er aus seinen letzten Ferien in Tirol an mich sandte, entwirft er Pläne, die wohl Jahre umfaßt hätten. Das Schicksal seiner Arbeiten bewegte ihn, wenn der Schlaf seine Nächte floh. Keine seiner Aufgaben hat er jemals aus dem Auge verloren: sein Lebenswerk war ein Ganzes, und wer ihn einen Relativisten nannte, hat kein Verständnis für die Weite und Größe seines Geistes. Es ist gewiß, daß erst eine künftige Zeit den Gehalt dieses Genius ausmessen wird, der in seinem geschichtlichen Bewußtsein die ganze Bewegung des menschlichen Geistes umfaßte.

WILHELM VON HUMBOLDT UND DAS IDEAL DER HUMANITÄT

Von

Oberlehrer und Dozent Dr. Artur Buchenau



Es ist eins der beliebtesten Schlagworte unserer Zeit, daß es gelte, zu „Persönlichkeiten" zu erziehen, und man beruft sich dabei gern auf die führenden Geister der Periode des Neuhumanismus. Aber man darf die Pflege der Persönlichkeit nicht mißverstehen, als ob sie bedeuten sollte Zurückziehung von der Gemeinschaft, von der schweren und harten Pflicht der ethisch-sozialen Arbeit.

Es hieße einem Phantom nachjagen, wollte man zwar für sich selber Freiheit und Persönlichkeit erstreiten, rings herum aber die alten, engen Verhältnisse bestehen lassen. Man kann eben nicht dauernd leben als Freier inmitten von lauter Unfreiheit. Auch jene Großen, jene führenden Geister aus der Zeit des Neuhumanismus, ein Kant und Schiller, Goethe und W. v. Humboldt, — sie haben nicht Subjektivismus gepredigt, sondern aufs ernsteste darnach gestrebt, ihrer Individualität den höchsten Gemeinschaftswert und echten Menschenwert zu geben. Freilich gilt es, das noch weit deutlicher, als es bisher meist geschieht, zu erkennen, um sich so dessen bewußt zu werden, daß Männer, wie z. B. W. v. Humboldt, bei den sozialen und pädagogischen Kämpfen von Gegenwart und nächster Zukunft uns als Führer dienen können, — ist doch bei weitem auf den Gebieten des öffentlichen Lebens, vor allem auf dem der Volkserziehung noch lange nicht das erreicht, was ihnen vor einem Jahrhundert als Ideal vor Augen gestanden hat.

Es sei gestattet, hier auf die ausgezeichnete Schrift des Leipziger Professors Dr. Eduard Spranger über „Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee" (Berlin, Reuther und Reichard, 1909, 506 S., 8,50 M.) hinzuweisen, die noch nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Auf die verwickelten und tiefgehenden Gedankengänge und Betrachtungen kann hier bei beschränktem Raume nicht im einzelnen eingegangen werden; es sei daher im folgenden nur eine kurze Synthese des Bedeutungsvollsten versucht, zugleich mit einigen systematischen Ergänzungen, wie sie dem modernen durch die Marburger Schule hindurchgegangenen Kantianer besonders naheliegen.

Eine Definition, was Humanität eigentlich ist, hat freilich ihre Schwierigkeiten. Paul Natorp sagt einmal, er verstehe darunter „die Vollkraft des Menschentums im Menschen". Diese Erklärung hilft uns, so richtig sie ist, aber noch nicht weiter. Fichte meint, indem er gegen das Fremdwort „humanitas" einen juristischen Ausfall macht, man sei noch wenig, wenn man kein Tier sei. Das ist indes eine falsche Schätzung. Besinnen wir uns ein jeder, welche Energie, welche Tapferkeit doch mitunter dazu gehört, unsere Begierden im Zaume zu halten, uns selbst zu regieren, so wird schon genugsam deutlich, wie schwer es ist, kein Tier zu sein, zu bleiben und — nicht immer wieder zu werden.

Zunächst also fassen wir die Humanität als Menschlichkeit. Sie hat erstlich den negativen Sinn, auf die Gebrechlichkeit

aller menschlichen Kraft und Einsicht hinzuweisen, aber es darf doch bei dieser Negation nicht bleiben. Schiller hat an dem Gegensatze von Neigung und Pflicht Anstoß genommen. Er hat zwar selbst an Kant geschrieben, daß er sich hier nur den Anschein eines Gegners gebe, aber es bleibt doch ein von Schiller richtig gesehener, von Kant nicht überbrückter Gegensatz bestehen. Die Neigung darf eben nicht zu verwerfen sein, nicht allein weil damit das ästhetische Gefühl unlebendig würde, sondern auch um des moralischen Gefühls selbst willen; im Menschengefühle selbst soll die Reinheit und die Fähigkeit unbezweifelt bleiben, um als Leitstern dienen zu können. Und doch behält Kant recht, daß die Neigung Gunst ist: daß die Sittlichkeit dagegen auf unbedingte Pflicht gegründet sein muß.

Wie ist dieser Gegensatz, den man anerkennen muß, harmonisch zu lösen? Mir scheint, nur mittels der Menschlichkeit kann diese Auflösung erfolgen. Sie vereinigt Neigung und Pflicht. Sie macht die Menschenpflicht zum Menschengefühl und das Menschengefühl zur Menschenpflicht. Was der Menschlichkeit widerspricht, das ist ein Hohn auf die Sittlichkeit, mag man es auch mit noch so feinen politischen oder religiösen Gründen zu stützen suchen. Es ist der Grundgedanke der Menschlichkeit, daß es nicht erlaubt ist, unter keiner Bedingung, sich den Affekten von Haß und Grausamkeit hinzugeben, mögen sich diese auch mit hohen Motiven schmücken, in deren Dienst sie angeblich stehen. Eine Religion also, die riete, Scheiterhaufen für den Andersgläubigen anzuzünden, könnte vor der Idee der Menschlichkeit und damit der Humanität nicht bestehen.

Auch der Staat selbst wird erschüttert, wenn er sich gegenüber der Humanität für souverän erklärt. Wir kommen damit zu dem zweiten Inhalte des Begriffes der Humanität: der Menschheit. Beide sind nicht etwa identisch. Die Idee der Menschheit ist zwar gleichbedeutend mit der Idee der Sittlichkeit, aber die Humanität bezieht sich direkt nur auf den Staat, bloß indirekt auf die Menschheit. Für unser sittliches Selbstbewußtsein ist der Leitbegriff der Staat. Nur unter dem Leitbegriffe des Staates, nicht anarchisch ohne ihn, kann die Menschheit ethisch gedacht werden, und doch ist sie andrerseits der weitere, der umfassende Begriff!

Es herrscht da heute vielfach eine Unklarheit, die die Begriffe Staat und Volk verquicken möchte. Das ist eine große Ge-

fahr; denn das naturale, sinnlich gebundene Element des Volkes behaftet nur zu leicht auch den Patriotismus mit den Flecken, dem Gifte nationaler Eitelkeit, die dann in Eifersucht und Haß auszuarten pflegt. Dieser Chauvinismus ist der schwerste Feind aller sozialen und aller geistigen Kräfte, von deren Aufrichtigkeit und Regsamkeit der Fortschritt der Staaten abhängt. Daher macht allein die Idee der Humanität den Staat mündig, indem sie ihn über den Atavismus der Rasseninstinkte erhebt und ihn an der Idee der Menschheit orientiert.

Indessen ist, um den Begriff der Humanität auszuschöpfen, noch eins hinzuzunehmen, der Gedanke der Harmonie. Humanität ist ursprüngliches Menschengefühl, nicht Urteil über den Wert eines Menschen. Die Humanität gibt der sittlichen Verfassung des Menschen eine Harmonie, die freilich nicht ohne ernste ethische Arbeit, nicht ohne Übung des ethischen Urteils gewonnen werden kann, sich dann aber doch zu einer Festigkeit und Sicherheit ausreifen kann, daß die sittliche Überlegung nicht in jedem einzelnen Falle aufgerufen werden muß.

Indessen hat die Humanität nicht nur für das menschliche Individuum die Harmonie seines Wesens zu stiften, sondern auch die der Völker zu begründen und zu sichern. Der Humanismus, der die geistige und sittliche Wiedergeburt der Völker in weltbürgerlicher Tendenz erstrebt und vollzogen hat, stand von Anfang an im Bunde mit der einen gemeinsamen Angelegenheit der Angehörigen aller Kulturvölker — mit der Kunst. So war es in der italienischen und von da aus in der allgemeinen europäischen Renaissance. Und nicht anders ist es auch in Deutschland ergangen: das Zeitalter der Humanität ist das Zeitalter der kritischen Philosophie, in der die Ästhetik, die Theorie der Kunst, ein ebenbürtiges Glied des Systems der Wissenschaften geworden ist.

Der Gedanke der Humanität ist es im Grunde, der allein, weil er diesen ästhetischen Beigeschmack hat, den alten, schon von Plato angefachten Streit zwischen Sittlichkeit und Kunst zu schlichten vermag, ein Streit, der freilich sich als ein Streit unter Liebenden verrät. Wenn man an aller Sittlichkeit verzweifeln könnte, so hält die Kunst mit ihrer Humanität die Zuversicht auf Ideal und Leben aufrecht.

Diese Erkenntnis war es, die in der Periode unserer klassischen Dichtung Herder, W. v. Humboldt und Schiller zu dem Problem der ästhetischen Erziehung führte. Der Ausdruck selbst war zwar

falsch: der Weg führt nicht selbständig und ursprünglich von der Kunst zur Sittlichkeit, aber eine innerliche Verbindung ist zwischen beiden Problemen der Kultur vorhanden; diese Verbindung vollzieht die Humanität.

Die Humanität ist daher gleichsam als Ehrenwächter der Wegweiser zu beiden Wegen, zur Sittlichkeit wie zur Kunst, als zu zwei Wegen, die eine nicht unbeträchtliche Strecke nahe beieinander hergehen.

Stellen wir das Problem psychologisch, so lautet die Antwort mit Kants Kritik der Urteilskraft, daß das Gefühl die Verbindung zwischen der Welt der Sittlichkeit und der der Kunst vollzieht und damit auch die Humanität als das Menschengefühl. So ist es die Humanität, die, als die Tugend des Menschengefühls wie des ästhetischen Gefühls, rastlose Energie und Produktivität des Gemütes und des Geistes erweckt; sie erhebt über die Interessen der Zeitlichkeit, ihr Trost und ihr Wert ist Erhebung und Erhöhung des menschlichen Niveaus. So liegt in ihrem Begriff der Entwurf eines Ideals, und es gilt nur, diesem Begriffe eine kurze Untersuchung zu widmen.

Was heißt denn eigentlich: ein Ideal? Kant erklärt, er verstehe darunter die Darstellung einer Vernunftidee in einem einzelnen bestimmten Dinge. Auf uns selbst angewandt ist dann das Ideal die Vorstellung des göttlichen, vollkommenen Menschen in uns, womit wir uns vergleichen, beurteilen und dadurch uns bessern, obschon wir das Ideal niemals erreichen können. Obgleich man diesen Idealen, sagt Kant — und Humboldt und Schiller stimmen ihm darin restlos zu — nicht objektive Realität zusprechen kann, so sind sie doch darum nicht für Hirngespinste anzusehen, „sondern geben ein unentbehrliches Richtmaß der Vernunft ab, die des Begriffes von dem, was in seiner Art ganz vollständig ist, bedarf, um danach den Grad und die Mängel des Unvollständigen zu schätzen und abzumessen."

Redet man also von einem Humanitätsideal, so liegt darin einerseits, daß dabei die Humanität die zugrundeliegende Idee ist, und andererseits, daß dieses Ideal sich niemals realisieren läßt, so daß es sich also niemals auf die Kultur bezieht, wie sie ist, sondern wie sie sein soll. Da diese Kultur aber uns, den endlichen Individuen zur Bildung, zur humanen Bildung werden soll, so ist und muß das Humanitätsideal unser selbeigenes Bildungsideal sein.

IM KAMPF UM DIE ERNEUERUNG DES DEUTSCHEN IDEALISMUS

Ein offenes Wort in eigener Sache

Von

Ludwig Keller

Ein im öffentlichen Leben stehender Mann, der auf seinem Arbeitsgebiet ein neues Buch erscheinen läßt, das zu den Tageskämpfen Stellung nimmt, muß damit rechnen, daß die Vertreter der öffentlichen Meinung je nach ihrem Standpunkt das Für und Wider mehr oder weniger lebhaft erörtern. Er ist auch nicht gezwungen, zu jedem Zeitungsartikel Stellung zu nehmen, denn:

Wer da baut an Straßen und Gassen,
Der muß die Leute reden lassen.

Immerhin gebietet doch auch wiederum die Selbstbehauptung, dafür zu sorgen, daß im Gewirr der Ansichten das Verständnis der Zielpunkte nicht verdunkelt wird, und daß gegenüber der Detailkritik, die ja so billig ist, das Ganze der Arbeitsleistung nicht verloren geht, das besonders diejenigen nicht zu sehen pflegen, die den Leistungen anderer, sobald sie Anerkennung finden, mit schlecht verhohlenem Neid und deren Anschauungen mit innerer Abneigung gegenüberstehen.

Die Zielpunkte meiner Lebensarbeit liegen klar vor aller Augen. Die materialistisch-mechanistischen Tagesströmungen, die ich bei meinem Eintritt in das öffentliche Leben vorfand, Strömungen, die den ebenso gefährlichen Gegnern der Geistesfreiheit lediglich den Weg bereiteten, zeitigten für unser nationales Leben so verderbliche Wirkungen, daß es mir als dringende Pflicht jedes Vaterlandsfreundes erschien, dem heutigen Geschlecht die besseren und glücklicheren Zeiten des älteren deutschen Idealismus wieder menschlich näher zu bringen und das Emporkommen eines neuen Idealismus zu fördern.

Die Unterrichteten unter den Zeitgenossen wissen, daß der schon in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts entworfene Plan der Comenius-Gesellschaft, für deren Ziele

die seit 1880 erschienenen Schriften des Verfassers gleichsam das Programm bildeten[1]), in diesem Kampf für die Ideen des deutschen Neuhumanismus die erste Etappe gebildet hat. Es war ein wertvoller Erfolg, der durch die Gründung der Gesellschaft erzielt wurde; die Kräfte, die in ihrer Vereinzelung gegenüber der Übermacht der Gegner zu erlahmen drohten, hatten einen Mittelpunkt und einen Rückhalt gefunden, der manchem den sinkenden Mut gestärkt hat[2]).

Mit Hilfe dieser neugeschaffenen Organisation konnten wichtige weitere Schritte geschehen: die Erinnerungsfeste, erst für Comenius (1892), dann für Herder (1903) und für Schiller (1905), die die Gestalten dieser Vorkämpfer des deutschen Idealismus vielen Hunderttausenden wieder in lebendige Nähe rückten, hätten ohne das wirkungsvolle Eingreifen der neuen Gesellschaft niemals den Umfang gewonnen, den sie tatsächlich annahmen, ganz zu geschweigen, daß die gewaltige Werbetätigkeit, die die C. G. durch die Versendung zahlloser kleiner Schriften entfaltete, weit über die Kreise der Mitglieder hinaus ihre Wirkung taten.

Es hat die in der C. G. vereinigten Freunde der Humanität nicht irre gemacht, daß es ihnen erging wie einst den Humanisten der Renaissance im Kampfe mit der Schulwissenschaft, deren Vertreter ihren Gegnern nachsagten, daß sie sich vergeblich in den Mantel der Wissenschaft hüllten; denn die wahre Wissenschaft sei doch eben an ihre Methoden, die Methoden der Scholastik gebunden. Aber schwerer fiel in das Gewicht, daß ähnlich wie ehedem die im Staatsleben herrschenden Mächte ganz in Widerspruch zu ihren wahren Interessen dem Kampfe, den wir gegen übermächtige und verderbliche Tagesströmungen führten, mit verschränkten Armen zuschauten.

Angesichts dieser Haltung wurde es nötig, neue Mittel und Wege zu suchen und einen festen Zusammenschluß aller geistesverwandten Organisationen herbeizuführen. Und indem wir diesen Weg beschritten, zeigte sich die Tatsache, daß diejenigen Organisationen, die im Zeitalter der Renaissance wie des Neu-

---

[1]) Die wichtigste dieser Schriften ist das Buch „Die Reformation und die älteren Reformparteien". Leipzig, S. Hirzel 1885, das eine sehr lebhafte Diskussion auslöste.

[2]) Wir haben dies im einzelnen aufgezeigt in dem Tätigkeitsbericht der C. G., der unter dem Titel „Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft", 4. Aufl. Jena, Diederichs 1909, erschienen ist.

humanismus die eigentlichen Träger und Stützen der idealistischen Weltanschauung gewesen waren, sich auch jetzt als die zuverlässigsten Kampfgenossen bewährten.

Für alle Beteiligten trat die Überzeugung immer klarer in den Gesichtskreis, daß es zunächst notwendig sei, den geistigen Inhalt dieser Anschauungswelt den Zeitgenossen von neuem zum Bewußtsein zu bringen und die Zielpunkte des Kampfes klar zu formulieren.

Es war ein auf keinerlei Weise voraussehbares Ergebnis, daß der vom Verein deutscher Freimaurer ausgeschriebene Preis für ein Buch, das den Ideengehalt des deutschen Idealismus zur Darstellung bringen sollte, an den Unterzeichneten fallen werde. Aber der Spruch des Preisrichterkollegiums beweist die Tatsache der Ideenverwandtschaft, die hier vorlag.

Die unter dem Titel: „Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben" (Jena, Eugen Diederichs, 1911, Preis 2 M.) erschienene Preisschrift hat sich die Klarstellung des Gedankeninhalts des Idealismus und der mit ihr zusammenfallenden Humanitätsidee zur Aufgabe gemacht, und um dies Ziel zu erreichen, ist dem prinzipiellen Teile einleitungsweise ein in großen Linien gezeichnetes Bild des geschichtlichen Entwicklungsgangs dieser Idee vorausgeschickt worden. Dieses Bild ist entworfen in dem Sinn, in dem schon Herder, Wieland und Goethe und viele andere Maurer den historischen Gang dieser Gedankenwelt aufgefaßt und geschildert haben: alle diese Denker gehen von der Voraussetzung aus, daß es sich hier um ein in sich geschlossenes System von Anschauungen handelt, die wie alle großen Ideen die Menschheit seit alten Zeiten bewegt haben — Ideen, die sich zwar wechselnde Existenzformen schaffen, die aber in ihrem Wesen gleichartig und dauernd sind.

Es ist ja nun allerdings nicht jedermanns Sache, in der Fülle der Einzelheiten, die dem Forscher entgegentreten und seinen Gesichtskreis ausfüllen, die großen Linien und die Zusammenhänge der Dinge und Gedanken zu erkennen, und für Spezialisten dieser Art sind die Dinge, die sie nicht sehen, überhaupt nicht vorhanden: sie sehen Bäume, viele Bäume, aber den Wald sehen sie nicht und folglich ist überhaupt kein Wald vorhanden.

Da Anlagen und Gaben verschieden sind, so braucht man niemanden deswegen einen Vorwurf zu machen. Verstimmend muß es aber wirken, wenn solche Gelehrte, die in Wahrheit mehr Stelleninterpreten als Systematiker sind, sich selbst für die Vertreter der „wahren Wissenschaft“ und alle, die noch etwas anderes als sie selbst sehen, für „Phantasten“ erklären. Die Scholastik sagte in ihrem Dünkel etwas Ähnliches; nur pflegte sie statt des Ausdrucks Phantasten den Namen „Schwärmer“ zu gebrauchen; die Schulweisheit bleibt eben immer dieselbe.

Die aus Anlaß meines Buchs entstandene Polemik beweist, daß es seinen Zweck erreicht hat: es hat die Geister gründlich aufgerüttelt und zugleich eine nützliche Scheidung der Geister herbeigeführt. Die Freunde wie die Widersacher der Humanitätsidee sind in zwei Lager auseinander getreten; klare Grenzlinien sind geschaffen worden, und man weiß nun, wo die wahren Feinde stehen. Das ist zur siegreichen Beendigung eines Feldzugs die wichtigste Voraussetzung; man kann die Batterien in Zukunft auf die Punkte richten, die man als die Stützpunkte des Gegners kennen gelernt hat.

Indem wir also die Demaskierung lediglich begrüßen, sind wir doch der Ansicht, daß es nicht nötig war, den Angriffen die Form persönlicher Beleidigungen und gehässiger Herabwürdigung zu geben oder gar großstädtische Straßenblätter und giftgeschwollene Schmutzartikel für den „guten Zweck“, den man im Auge hatte, als geheiligte Mittel zu gebrauchen. Es wäre doch wohl vornehmer gewesen, den Gegner mit Todschweigen zu bestrafen als ihn in den Kot zu ziehen.

Wandrer! — Gegen solche Not
Wolltest Du dich sträuben?
Wirbelwind und trockenen Kot
Laß sie drehn und stäuben.

Obwohl es scheint, daß wir im Kampfe um die idealistische Weltanschauung auf Kräfte verzichten müssen, die im wohlverstandenen eigenen Interesse Schulter an Schulter mit uns kämpfen sollten, so sind wir weit davon entfernt, einen Kampf aufzugeben, der doch, wie alle Kundigen wissen, schon sehr schöne Ergebnisse gezeitigt hat.

Dieser Idealismus aber, wie wir ihn im Sinne Herders, Goethes und Kants verstehen, ist nicht bloß eine Sittenlehre oder eine Me-

thode und ein Stil des Empfindens — wäre er es, so wäre er ein Schemen, der eines ernsten Kampfes kaum wert sein würde, — sondern er ist eine Weisheit voll Lebenskraft und Lebensinhalt, die alle Seiten des Menschen und des Menschengeistes, auch die religiösen und die philosophischen, zu erfassen und zu durchdringen imstande ist.

Für den, dem das Wohl der Nation und der Menschheit am Herzen liegt, kann es kein höheres und kein edleres Kampfziel geben, als dieser Idealismus es bietet.

DOKUMENTE ZUR ZEITGENÖSSISCHEN GEISTESGESCHICHTE

Die nachfolgenden Briefe, die an Karl Jatho gerichtet sind, bezeugen ein so inniges Suchen zahlreicher Zeitgenossen nach neuen religiösen Idealen, daß man sie nicht ohne Bewegung lesen kann. Es finden sich unter den Briefschreibern Mitglieder aller Konfessionen, Männer und Frauen, denen durch trübe Lebenserfahrungen jedes religiöse Empfinden verloren gegangen war und die in ihrem geistigen Ringen an Jathos starker Persönlichkeit einen kräftigen Halt gefunden haben. Wer in künftigen Jahrzehnten einmal die geistigen Strömungen der Jetztzeit studiert, wird wichtige Anhaltspunkte für die Stimmungen des lebenden Geschlechts in diesen Briefen finden.

1.

„Vielleicht entsinnen Sie sich meiner noch, wenn ich Sie daran erinnere, daß vor fünf oder sechs Jahren am Karnevalssonntage ein unverheirateter angestellter Kaufmann in den 30er Jahren Sie besuchte und voll Kummer und Leid in einer sehr prekären, dunklen Frage, die in den letzten Jahren viel die Öffentlichkeit beschäftigt hat, um Rat und Trost fragte. Sie suchten mich nach Möglichkeit aufzurichten, und wir besprachen kurz meinen Fall und Ihre bisherigen Erfahrungen in diesen Sachen. Ihre Zeit war aber knapp bemessen, weshalb ich mich bald entschuldigte mit dem Versprechen, Sie von dem

weiteren Verlauf der Angelegenheit zu unterrichten, was ich leider bis heute verabsäumt habe. Immerhin verließ ich Sie mit dem Empfinden, daß Sie im stillen wohl herausgefühlt hatten, woran es mir hauptsächlich mangelte. Ich weiß nun nicht, ob es Zufall war oder ob unsere Unterredung auch ein kleines Scherflein zu dem reichen Inhalt der ergreifenden Predigten, die Sie in der darauffolgenden Passionszeit gehalten haben, mit beigetragen hat. Jedenfalls verdanke ich Ihren damaligen, wenn ich sie kurz so nennen soll, „Kreuzes"-Predigten meine Befreiung von jenem mich jahrelang verfolgenden menschlichen Vampyr und damit meine seelische und körperliche Wiedergeburt.

In meiner damaligen Energie- und Ratlosigkeit hatte ich kurz vorher auch mal wieder eine orthodoxe Predigt gehört, wie auch entsprechende in meiner Familie überlieferte Andachten gelesen; aber da meine Not bis aufs äußerste gestiegen war, und ich vor einem nahen Sein oder Nichtmehrsein stand — ich hatte schon oft einen freiwilligen Abschied aus dem Leben in Erwägung gezogen —, so hat mir der Trost auf das ungewisse Jenseits in dieser Predigt keine Erbauung noch viel weniger Hilfe gegeben, und ich verließ diesen Gottesdienst ebenso unbefriedigt, wie ich hineingegangen war.

Da kamen dann Ihre tiefempfundenen, alles echt Menschliche mit dem Leben und Leiden Christi vergleichenden „Kreuzes"-Predigten. Noch heute ist mir in lebendiger Erinnerung, in welcher Art und Weise Sie damals das „Kreuz auf sich nehmen" auslegten, und wenn ich den einen oder andern der damaligen Gedanken auch in späteren Predigten wieder gehört habe, so sind mir Ihre diesbezüglichen Darlegungen doch niemals wieder zu einer solchen heiligen Offenbarung im besten biblischen Sinne geworden, wie in jener Zeit, als Sie da verkündeten, daß man, wenn man wahrhaft Jesu nachfolgen und wie er sein Kreuz auf sich nehmen wolle, gerade in den bösen Tagen schwerer Anfechtung unbekümmert um das Gerede der Menschen, unbekümmert um gesellschaftliche Vorurteile, seinen eigenen Weg gehen und nur dem vertrauen solle, was einem der Gott in der eigenen Brust sage, ja, als Sie da den im Gefängnis Sitzenden — zu denen ich mich in jenen Tagen im Geiste schon oft gerechnet hatte — noch Gerechtigkeit und menschliche Sympathie widerfahren ließen und schließlich dann als die Hauptsache darlegten, daß man nur mutig und energisch, gleichviel was da kommen mag, in solchen Lagen sein Schicksal in die eigene Hand nehmen müsse, da ging mir ein neuer Stern auf, und nun wußte ich, was ich zu tun hatte. — Mit einer vorher an mir selbst nie gekannten Entschiedenheit und Energie trat ich daraufhin meinem langjährigen Verfolger, der mich fast an den Rand des Grabes gebracht hatte, entgegen und trieb ihn immer mehr in die Enge. Ein nachgiebiges Eingehen auf seine Forderungen gab's von da ab nicht mehr. Und als ich ihn dann mit wachsen-

dem Mut und nachhaltigem inneren Ernst mehrere Male zurückwies und ihm immer bestimmter erklärte, daß er mit mir machen könne, was er wolle, und ich vor nichts, weder vor Gericht und Gefängnis, noch vor seiner körperlichen und Waffengewalt zurückschrecken würde, da verließ ihn endlich sein verbrecherischer Mut, und kläglich und feige wie eine scheue Bestie kroch er vor mir zu Kreuz, um mich um Verzeihung zu bitten und fortan für immer unbehelligt zu lassen.

So sind Sie, verehrter Herr Pfarrer Jatho, mir damals ein Lebensretter im wahren Sinn des Wortes geworden, indem Sie ungeahnte Kräfte in mir wachriefen, die den Kampf mit den bösen Gewalten meines Gegners siegreich durchgefochten haben. Sie haben dadurch meinen ins Wanken geratenen Glauben an den Sieg des Guten in der Welt wieder erweckt und mich meinen lieben Angehörigen, meinen Freunden und auch mir selbst erhalten. Ihnen dieses in Ihrer schweren Zeit kundzutun, ist mir ein Herzensbedürfnis, und Sie dürfen meines unauslöschlichen Dankes für immer versichert sein . . . .

Sodann drängt es mich noch, auch meinerseits einer mehr die Allgemeinheit betreffenden Erfahrung Ausdruck zu geben, die ich seit nunmehr 20 Jahren in Köln und seinem näheren Umkreise gemacht habe: Wenn vor 20, 15, ja 10 Jahren noch ein anfangs der 20 er stehender, junger evangelischer Mann in gebildeten Freundeskreisen freierer Richtung, gleichviel ob verschiedener Konfession, äußerte, er wäre Sonntags zur Kirche gewesen, und erst recht, wenn er anfangen wollte aus der, wenn auch freien und modernen Predigt etwas zu erzählen, so wurde er über die Schulter angesehen und als „Rückständiger“ mitleidig belächelt. Das ist gerade in Köln seitdem von Jahr zu Jahr immer mehr anders geworden, und wenn man heute, auch in jüngeren Kreisen, einerlei ob es sich um Freidenker, Atheisten, Israeliten, gläubige oder nichtgläubige Katholiken handelt, selbst am Biertisch sitzt und von tüchtigen liberalen Kanzelrednern spricht und besonders, wenn man aus Ihren Predigten erzählt, so hört alles achtungsvoll und ehrerbietig zu oder beteiligt sich auch an dem Thema. Diesen Umschwung hier in Köln hat kein anderer als Sie, Herr Pfarrer Jatho, vollbracht. Ja, Sie haben die Achtung vor der evangelischen Religion und kirchlich-protestantischem Interesse wieder in breite Schichten des Volkes getragen, und besonders in die gebildeten Kreise des Mittelstandes und der oberen Klassen, und dadurch in diesen Kreisen die evangelische Religion wieder populär und, wenn ich so sagen soll, gesellschaftsfähig gemacht!“

2.

„Ich darf Ihnen heute im Gefühl tiefempfundener Verehrung und Dankbarkeit sagen, daß ich aus Ihren Predigten und Worten tiefe Lebenswerte gewonnen habe, daß ich aus einem unklaren, irrenden

und suchenden Menschenkind unter Ihrem direkten und indirekten Einfluß zu einem starken, klaren und ruhig-fröhlichen Menschen mich ausgewachsen habe. Nicht, daß ich nicht noch suchend nach Licht und Wahrheit wäre, aber das ist jetzt ein zielbewußtes Vorwärtsdringen auf dem gewiesenen Wege zur Höhe, von dem man wohl vielleicht noch mal abirren, den man aber nicht wieder verlieren kann.

Besonders auch in schweren Zeiten, die auch für mich, so sonnig mein Leben immer schien, nicht ausgeblieben sind, haben mich Ihre Predigten, die mit zu meiner liebsten täglichen Lektüre gehören, wie oft über mich selbst hinausgehoben; denn das bekenne ich gleich, ich war trotz alles Ringens und Kämpfens sehr nah am Abgrund, nah daran, mich selbst zu verlieren und schlecht, ganz wirklich schlecht zu werden. Das lag vor allem daran, daß ich den Menschen nicht mehr glauben, sie nicht mehr lieben konnte. Es ist unendlich schwer, gut zu sein, wenn man das Vertrauen zu fast allen Menschen, selbst den liebsten und nächststehenden, verloren, vor allem, wenn man verlernt hat, an menschliche Güte und an seinen eigenen Wert und seine sittliche Kraft zu glauben; man läßt sich dann nur allzu leicht fahren und denkt: geschehe, was da muß und kann, ich bin zu schwach, zu ohnmächtig, zu müde, um noch dagegen anzukämpfen. Aber doch hab' ich mich in solchen Stimmungen gern und willig dem Einfluß des verehrten Mannes hingegeben, der mit seinen begeisternden Worten, mit seiner echten, warmen Menschenliebe mich ganz in seinen Bann zwang. Nie bin ich ungestärkt und ohne neuen, frischen Mut aus Ihren Predigten zurückgekommen; ich lernte langsam mit anderen Augen sehen, erkannte klarer die herrlichen Ziele der Menschheit, sah besser den Weg, der zum höchsten Ziel, zur reinen Menschlichkeit führt, lernte durch Sie alles Menschliche verstehen, alles Ringen und Kämpfen der suchenden Menschen zu achten, und lernte auch endlich wieder im Menschen etwas Hohes und Großes sehen, und somit gewann ich neues Vertrauen und bessere, stärkere Liebe zu ihnen. Dann hörte ich eine Konfirmationspredigt: ‚Bleibt beständig', und mir schien das alles eigens für mich gesagt, und seitdem war ich nicht mehr lässig und müde, sondern habe versucht, stets stark und beständig zu sein.

Lassen Sie mich Ihnen, verehrter Herr Pfarrer, noch sagen, was ich stets als schönstes und herrlichstes Zeugnis von Ihnen gesagt und gedacht habe:

‚Der versteht Jesus, weil er ihm selbst im Innersten verwandt, weil er selbst solch liebevoll erlösende Heilandsnatur ist.'

Die Wahrhaftigkeit Ihrer Überzeugungen, die Ihrem wundervollen Natur-, Menschen-, Kunst- und Gottesglauben und Ihrer echten, reinen, großen Menschenliebe gedankt wird, — diese Wahrhaftigkeit habe ich tief bewahrt."

3[1]).

„Mein Gewissen fordert von mir, zu erklären, und ich fühle mich darin eins mit der weitaus größeren Zahl meiner Kolleginnen, daß gerade bei Jathos Schülerinnen das Interesse für religiöse Dinge am allerlebhaftesten ist. Jathos Schülerinnen sind es, die immer wieder mit Fragen kommen; sie möchten allem auf den Grund gehen, und durch ihre äußerst rege Teilnahme am Unterricht feuern sie auch die geistig Trägen mit an. Sollte man sich darüber nicht von Herzen freuen? Sollte man nicht stets aufs neue einem Manne danken, der die Jugend aus der ‚Gedankenlosigkeit, mit der sie leider oft religiösen Stoffen gegenübersteht', herausreißt? Spreche ich mit seinen Schülerinnen über Konfirmationsunterricht, so leuchten alle Augen in dankbarer Verehrung für den lieben Lehrer, während sich bei den Schülerinnen der anderen Pfarrer nur sehr selten wirkliche Begeisterung zeigt. Jathos Schülerinnen sind immer traurig, wenn einmal eine Stunde ausfallen muß; die anderen Kinder freuen sich, denn sie fühlen sich häufig gelangweilt und klagen öfters mitsamt den Eltern auch über die Überbürdung vor der Konfirmation, wenn 3—4 Stunden wöchentlich angesetzt werden und wer weiß was auswendig gewußt sein muß . . .

Ich möchte nur wünschen, daß Sie, hochverehrter Herr Professor, und alle, die dazu berufen sind, den endgültigen Spruch zu fällen, Jatho im Umgang mit den Kindern beobachten könnten, wie es mir zweimal wöchentlich vergönnt ist, wenn der allverehrte Herr zum Konfirmandenunterricht kommt. Das Herz geht einem auf, wenn man sieht, wie alle Kinder sich herandrängen, wie sie ihm entgegengehn, und wie er dann für jedes ein freundliches Wort hat. Er zieht die Kinder zu sich, und das ist doch wohl das erste, um sie zu erziehen. Vor etwa 14 Tagen habe ich der Prüfung seiner Konfirmanden beigewohnt. Hätte doch der ganze hochwürdige Evangelische Oberkirchenrat seiner Rede lauschen können, als er mit den Kindern Jesu Bergpredigt und seine Gleichnisse besprach. Das wären wohl schon recht verstockte Gemüter, die hätten fühllos bleiben können, als Jatho so treu, so väterlich zu der jugendlichen Schar redete. Ich hatte nur den einen Wunsch: wenn doch jemand dasäße, der die ganze Prüfung stenographierte, um sie nach Berlin zu senden . . . .

Ich möchte nur allen Lehrern und Erziehern wünschen, welch kirchlicher Richtung sie auch angehören, einmal zu Jathos Füßen zu sitzen, wenn er uns in seinen Predigten zu Beginn des Schuljahres die Kleinen ans Herz legt. Meine eigenen Worte reichen nicht aus, Ihnen das zu schildern; wenn ich diese Predigten überdenke, so kommen mir immer wieder Geroks Verse in den Sinn:

---

[1]) Der Brief ist an Herrn Prof. Loofs gerichtet und stammt von einer älteren Kölner Lehrerin.

Hast Du mich lieb, so weide meine Lämmer,
Die Kleinen leg' ich Dir zuerst ans Herz;
Sie geh'n noch zwischen Nacht und Licht im Dämmer,
Führ' sie auf grünen Auen himmelwärts.
Hast Du mich lieb, so liebe mich in diesen;
Was Du den Kleinen tust, ist mir erwiesen."

4.

„Am schwersten aber war und ist es für mich", schreibt eine Frau (Katholikin und Lehrerin in einem Kloster), „daß sich Fragen, mit denen ich mich mehr als 10 Jahre ohne jeden Erfolg müde gekämpft hatte und die ich endlich anfing beiseite schieben zu können, mit neuer Kraft in mir aufdrängen. Ich möchte Ihre Antwort darauf haben; vielleicht gibt sie mir eine Stütze, einen Wegzeiger, den ich bisher vergeblich gesucht. Es handelt sich um Gott. — Sie nehmen, wenn ich richtig verstanden, Gott als die sich selbst ewig neu schaffende Kraft, Gott nennen sie das, was wir ‚Leben' im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen, und was wir ‚Geist' nennen, ist Ihnen nur eine höhere Entwicklungsstufe des Lebens, also Gottes. Nun glaubte ich nach vielen Mühen und Nachdenken zu dem Schluß gekommen zu sein, daß Leben und Geist nicht mit Gott zu identifizieren, sondern als Offenbarung Gottes anzusehen sei, das ist die Betätigung der Urkraft, die — gleichviel ob inner- oder außerweltlich — sich selbst bewußt und freiwillig existiert. Lehnen Sie das völlig ab?"

5.

„Die Wendung, die meine religiöse Auffassung in Köln erfahren hat", schreibt eine hochstehende Persönlichkeit aus Berliner Beamtenkreisen, „bedeutet den wichtigsten Merkpunkt in meinem ringenden Glaubensleben: Ich will betonen, daß auch schon vorher, vornehmlich infolge des Einflusses meiner seligen Mutter, sodann aber auch einer Reihe von Menschen, mit denen mich mein Lebensweg zusammenführte, sowie endlich zweier ernster kurz vorhergegangener Ereignisse, der Glaube etwas für mich war, auf das ich nicht hätte verzichten können und das mich damals schon befähigt hatte, ernsten Ereignissen gegenüber standzuhalten.

Aber daß mir der Glaube etwas wurde, was mein ganzes Leben und Handeln mit widerspruchsloser Notwendigkeit immer mehr so durchsetzt, daß ich eines nicht mehr von dem anderen trennen kann, — kurz das Hineinleben in die richtige Gotteskindschaft im Sinne Jesu Christi — das habe ich erst seit den Kölner Tagen kennen gelernt. Ich gedenke noch dankbaren Herzens des Sonntags, als Pfarrer Jatho in der Antoniterkirche über das Wort predigte: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

Das war eine Erleuchtung für mich, die mir unvergeßlich geblieben ist und von der ich nachher schon vielen erzählt habe. Dabei hatte ich nicht die geringste Empfindung, daß Pfarrer Jatho irgendwie eine Irrlehre gegeben hätte.

Ich habe mich nun unbändig gefreut, diesen für mich richtigen Weg gefunden zu haben, habe auch oft aus übervollem Herzen mit anderen darüber gesprochen, würde aber nie auf den Gedanken gekommen sein, nunmehr in eine Gegnerschaft zu andersdenkenden ehrlichen Christen geraten zu sein oder gar jemandem, dem eine abweichende Auffassung gerade so zu einem Frieden bringenden, inneren Lebenselement geworden ist wie mir die meinige, deswegen nicht auch sein Recht in der kirchlichen Gemeinschaft zuzugestehen."

6.

„Als ich vor nun bald drei Jahren aus Hamburg nach Köln kam, schwankte der Boden meiner Weltanschauung mir unter den Füßen. Nun stehe ich sicher, ganz sicher. Ihre Worte haben in mir einen Gott erzogen, so mächtig und lieb und gut, wie ich ihn auf dem Boden des alten Dogmentums nicht habe kennen gelernt, viel weniger, daß er damals in mir lebendig geworden wäre. Aber jetzt lebt er in mir und wächst mit mir und ist mein Hort und meine Seligkeit. Er gibt mir Mut und Freudigkeit zum Leben und Mut und Freudigkeit zum Sterben.

Und das alles gaben Sie mir, lieber Herr Jatho. O, wenn doch Ihre herrlichen Gottesgedanken sich bald Bahn brechen würden durch die ganze Menschheit, daß sie erlöst würde aus aller Erstarrung und befreit von allem Druck. Dann wird die ganze Welt den Frühling preisen, den wir das Glück haben jetzt zu erleben, und sie wird ewig dem Manne danken, der uns diesen Frühling gebracht hat."

7.

„Lange suchte ich vergebens, schwere Jahre des Zweifels kamen, dann suchte ich weiter bei vielen, bis ich Ihre Schriften kennen lernte, und diese waren für mich Offenbarung. — Sie wirken wie die liebe Sonne selbst, so warm und wohltuend, so tiefdurchdringend und belebend; wenn ich Ihre Worte lese, wird meine Seele klar und still, und ich denke an den schönen Vers:

Wie die Blumen willig sich entfalten
Und der Sonne stillehalten usw.

Meiner Mutter, die 80 Jahre alt ist und nicht mehr in die Kirche gehen kann, ist es auch das liebste, Sonntags morgens eine Predigt von Ihnen zu lesen, und danken wir Ihnen von ganzem Herzen für all das Schöne, Gute, was wir dadurch von Ihnen empfangen haben."

8.

„Der Geist, der aus Ihnen zu mir redete, mir ein Neues bauen half, als mein Jugendpietismus in Trümmer gesunken war, geleitet mich durchs Leben. Jeder Kirchgang bedeutet für mich ein Erlebnis, und in stillen Stunden lese ich nach, was ich mir aufzeichnete von diesen Eindrücken. Nun weile ich ein Jahr in den Mauern Kölns, ein Werdender, schaue ich auf Sie, den wackern Mann, und denke:

Zur Lehre hat uns Gott den Kopf gegeben,
Und was ein Mann sich in den Kopf gesetzt,
Da setzt er fröhlich auch den Kopf daran."

9.

„Zu dieser ‚allgemeinen' Kirche", schreibt eine jüdische Dame an Jatho, „darf auch ich mich bekennen, dem Willen nach wenigstens, und daß der Wille immer wieder sich aufrafft, trotz stets wiederkehrenden Versagens, daß aus ihm die Tat geboren wird, das ist nicht zum wenigsten Ihr Werk!

Unzähligen ein Wegweiser zu sein zu einem besseren, reinen Leben, zur Gemeinschaft mit Ihrem Gott! Ich fühle, Sie brauen diese Sehnsucht in jedem Ihrer Worte! Die ganze, große Liebesfülle, die da ins Herz eingeht, weil sie aus dem Wunsch zu helfen geboren ist! Nun sagt man es Ihnen allerorten: ‚Du hast uns gesegnet, Du hast uns gelehrt das wahre Glück zu finden, Du hast uns zum ewigen Leben geführt.' "

10.

„Mir fehlt der Halt, wenn Sie mir genommen werden. . . . . . ich bin innerlich noch nicht stark genug alleine. Immer mehr bewundere ich Ihre allumfassende Menschenliebe und Ihren unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschenherzen. Sie hatten wahrlich Grund daran zu zweifeln; welch ein Trost und Segen, daß Ihr Glaube nur noch fester und tiefer wird. Ob auch ich jemals zu solcher Kraft und innerem Frieden gelange wie Sie? Dank Ihrer tröstenden und aufmunternden Liebesworte, die mich immer wieder erquickten und stärkten, wage ich es zu hoffen.

Es geht Ihnen wahrlich nicht anders wie unserm Liebesmeister Jesus; er ist ja stets Ihr bester Führer gewesen, er wird Sie auch zum Siege führen."

11.

„Daß mir die Welt jetzt so schön und das Leben so heilig sind", schreibt ein Engländer aus London, „daß ich Freude am Leben habe und der Zukunft hoffnungsvoll entgegensehe, das verdanke ich vor allem Ihnen und Ihren Predigten. Und jetzt noch, wenn Zweifel ent-

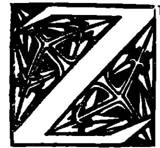
stehen in meinem Herzen und es mir scheint, als ob ich meinen Glauben ans Leben und an die Menschheit verlieren würde, wende ich mich an Ihr Buch ‚Persönliche Religion', und immer finde ich in Ihren Worten neuen Mut und neue Lebenskraft."

12.

„Ihre Rede", schreibt ein Mann aus Köln, „ist allen Anwesenden tief zu Herzen gegangen; sie hat namentlich meiner Frau, die als katholische Mutter, wie Sie sich wohl denken können, ganz besonders von der Taufe innerlich berührt wurde, sehr wohlgetan, und haben Sie es in hervorragender Weise verstanden, der Taufe, die in meinen beiderseitigen Familien mit heftiger Innigkeit stets erörtert wurde, einen versöhnlichen und festen Charakter zu geben, und für uns, die Eltern, haben Sie Worte gesprochen, die wir nicht vergessen werden und die so angebracht waren, als ob Sie manchmal wie ein unsichtbarer Geist uns heimlich belauscht und unsere Erziehungsprobleme gehört hätten. Haben Sie also herzlichen Dank für Ihre schönen, rein menschlichen Worte! Sehr eigentümlich: wir, die wir die göttlichen Offenbarungen in Goethe, vielleicht sogar in Nietzsche suchen, werden durch Sie zu Jesus geführt."

FRIEDRICH VON THUDICHUM

Ein Gedenkblatt zum achtzigsten Geburtstage



Zu den hervorragenden Vertretern der deutschen Wissenschaft, in deren Herzen unser im Jahre 1891 erlassener Aufruf zur Begründung der Comenius-Gesellschaft lebhaften Widerhall fand, gehört der als Vertreter des Kirchenrechts unter den Fachgenossen weit und breit bekannte und geschätzte frühere Lehrer der Universität Tübingen, Friedrich von Thudichum. Der Geist, des Mannes, nach dem sich unsere Gesellschaft nennt, der Geist einer ernsten, aber weitherzigen Religiösität lebte — das hatten seine bis zum Jahre 1891 erschienenen Schriften bewiesen — auch in diesem ausgezeichneten Forscher, und mit uns war Thudichum der Überzeugung, daß es in einer Zeit, in der auf der einen Seite ein starker Materialismus und auf der anderen ein gefährlicher Haß gegen die Ideen der religiösen Toleranz das geistige Leben der Nation zu überwuchern drohten, ein dringendes

Bedürfnis sei, die Anschauungswelt des deutschen Idealismus von neuem zu beleben, und daß die Schaffung einer Organisation, die sich in den Dienst dieser Aufgabe stellte, ein Sammelpunkt aller Gleichgesinnten werden könnte, die, wenn sie mit vereinten Kräften handelten, mit größerem Erfolge den Tagesströmungen entgegenzuwirken imstande waren. Thudichum begrüßte daher ebenso wie eine große Anzahl seiner Gesinnungsgenossen an den deutschen Hochschulen — wir nennen hier nur Heinrich Bassermann (†), Wilhelm Dilthey (†), Rudolf Eucken (Jena), Heinrich Holltzmann (†), Paul Kleinert (Berlin) (†), Jürgen Bona Meyer (†), Friedrich Nippold (Jena), Wilhelm Oncken (†), Friedrich Paulsen (†), Otto Pfleiderer (†), Wilhelm Rein (Jena), Wilhelm Wattenbach (†), Theobald Ziegler (Straßburg) — die neue Gesellschaft mit besonderer Genugtuung, und er hat ihr die Teilnahme bis auf diesen Tag erhalten. Er gehört der C. G., wie unsere Freunde wissen, seit langen Jahren als Vorstandsmitglied an, ist als Mitarbeiter an unseren Monatsheften tätig und ist bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet, bemüht, ihr neue Freunde und Mitglieder zuzuführen. Alle diejenigen, die im Dienste unserer Sache stehen, sind dem verehrten Manne dafür zu Dank verpflichtet, und es ist uns Bedürfnis, diesen Dank an dem Tage, wo dieser bewährte Mitstreiter sein 80. Lebensjahr vollendet, in wärmster Weise zum Ausdruck zu bringen. Falls einmal die Geschichte unserer Gesellschaft aufgezeichnet werden sollte, muß der Chronist des Namens Friedrich Thudichum in Ehren gedenken.

Aber der greise Gelehrte hat nicht nur durch direkte Mitarbeit für unsere Sache gewirkt. Seine ganze reiche literarische Tätigkeit hat sich, zumal seit der Zeit, wo er sein Amt als Vertreter des Kirchenrechts an der Universität Tübingen niederlegte (1900), nach den Zielen hin bewegt, denen auch unsere Gesellschaft dient.

Es gilt dies insbesondere von Thudichums Werk „Die deutsche Reformation 1517-1537“, 2 Bände (Leipzig, Max Sängerwald 1907), über dessen bleibende Bedeutung Hermann Barge in diesen Heften (MH. 1908, S. 84 ff.) sich eingehend ausgesprochen hat.

Es ist kein erfreuliches Zeichen für den Stand der kirchenhistorischen Forschung, daß die wertvollen Anregungen dieses Buchs, z. B. die gerechtere Würdigung der Verdienste des

Erasmus, keineswegs die Beachtung gefunden haben, die sie verdienten.

Friedrich Thudichum ist am 18. November 1831 in Büdingen geboren, und er hat offenbar die Grundlagen seiner Weltanschauung schon aus der Umgebung, in der er heranwuchs, mitgebracht. Er besuchte die Universitäten Gießen und Berlin, machte Reisen in Frankreich und England und habilitierte sich im Jahre 1858 in Gießen für die Rechtswissenschaft. Im Jahre 1862 nahm er einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Tübingen an und erhielt das Ordinariat für Kirchenrecht im Jahre 1871. Seine ersten Veröffentlichungen religionsgeschichtlicher Art begann er im Jahre 1890 mit seiner Schrift über „Femgericht und Inquisition“. Von da an zogen ihn diese Studien immer mehr an, und er hat ihnen seine hervorragende Arbeitskraft seit dem Jahre 1900 fast ausschließlich gewidmet.

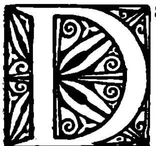
Nun hat er in rastlosem und selbstlosem Schaffen das Patriarchenalter in rüstiger Frische erreicht. Möchten dem aufopfernden Manne zu unserer und aller seiner Freunde Genugtuung noch viele Jahre tätiger Schaffenskraft beschieden sein. Daß die Saat, die er ausgestreut hat, einst aufgehen wird, dazu wird, wie wir hoffen, auch unsere Gesellschaft beitragen.

THEOBALD ZIEGLER ÜBER DIE GEISTIGEN UND SOZIALEN STRÖMUNGEN DES 19. JAHRHUNDERTS

Eine Besprechung[1])

Von

Walter Frühauf in Lingen



as Wesentliche an geistigen und sozialen Strömungen innerhalb eines soeben erst vergangenen Jahrhunderts objektiv darzulegen, zumal wenn man wie der Verfasser aktiv daran beteiligt gewesen ist und innerlich mit lebendigem Herzen ein halbes Jahrhundert miterlebt hat, ist keine Kleinigkeit. Was dem einen groß und wert-

[1]) Theobald Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts. Ungekürzte Volksausgabe. 10.—14. Tausend. Berlin 1911. Georg Bondi. 4,50 bezw. 5,50 M. 700 Seiten.

voll dünkte, war dem anderen nebensächlich oder wohl gar belanglos. Man braucht bloß an die zwei grundlegenden Unterschiede der konservativen und liberalen Lebensanschauung zu denken, wie sie gerade im 19. Jahrhundert so gewaltig sich ausbildeten, um darüber Klarheit zu gewinnen, wie schwer auch nur eine einigermaßen gerechte Beurteilung und Berichterstattung gerade über dieses Jahrhundert ist. Trotzdem Professor Ziegler mit seinem persönlichen Urteil nicht gespart hat — das Buch will zugleich eine Art persönlichen Bekenntnisses sein —, hat er doch einen hohen Grad von Unabhängigkeit, gepaart mit einer bewundernswerten Weite des Blickes und einer erstaunlichen Sachkunde, erreicht. Gegen die Vierteilung 1800—1830, 1830—1848, 1848—1871, 1871—1900 wird sich nichts einwenden lassen, da die große politische Geschichte hier Grenzen bezw. Einschnitte geschaffen hat, die auch dem geistigen und sozialen Leben jedesmal das Gepräge gegeben haben. Auch in den 15 Unterabschnitten: Die drei Weltanschauungen (Aufklärung, Klassizismus, Romantik), Die Schellingsche Naturphilosophie und die Hegelsche Phänomenologie, Preußens Fall und Wiederaufrichtung, Nach den Befreiungskriegen, Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie, Das junge Deutschland, Die religiöse Bewegung bis auf Strauß. und Feuerbach, Friedrich Wilhelm IV. und die vierziger Jahre, Die Revolution von 1848—49, Die Reaktion der fünfziger Jahre, Naturwissenschaft und Philosophie um die Mitte des Jahrhunderts, Bismarck und die Begründung des Deutschen Reiches, Der Kulturkampf, Sozialismus und Sozialdemokratie, Jahrhundertende sind geschickt die Hauptträger des Zeitgeistes gruppiert. Damit ist im Grunde freilich bei der großen Mannigfaltigkeit des Geisteslebens nur erst ein ganz loses Charakteristikum gegeben, hinter dem nun gerade erst die gewaltige Summe von neuzeitlichen Strebungen sich verbirgt, und in der Tat liegt der Wert des Zieglerschen Buches besonders darin, daß er mit besonderem Eifer auch den Unterströmungen liebevoll und umfassend nachgegangen ist. So wird ein buntes Bild von dem lebendigen Willens- und Geistesleben des Jahrhunderts geschaffen, das von Kraft und Leben zeugt, so sehr die Zersplitterung auch oft den Weg zur höheren Einheit gefährdete. Es ist stellenweise ein spannender Genuß, diese Reichhaltigkeit deutscher geistiger Kraftentfaltung in Politik, Literatur, Philosophie, Kunst,

Dichtung, Wirtschaft in faßlicher Schilderung vor Augen zu haben. Erwähnt sei besonders, wie innerlich nachempfunden Ziegler die Romantik mit all ihren Nachwirkungen dargestellt hat, wie anschaulich er Hegels Wirksamkeit zu schildern weiß. Aber auch da, wo er gegnerische Stellung einnimmt, wie bei Friedrich Wilhelm IV., bei Treitschke u. a., sucht er doch höchst gerecht durch Hineinversetzung in die Seelenlage ein Verständnis andersartigen Geisteslebens zu erzielen. Geradezu vorbildlich objektiv bei grundsätzlicher Anerkennung ihrer berechtigten Wünsche hat er die Sozialdemokratie geschildert. So wäre noch mancherlei hervorzuheben, was Ziegler besonders gut gelungen ist. Hier und da sind aber auch daneben unverkennbare Mängel aufzuzeigen. So ist der Philosoph Fries überhaupt nicht erwähnt. Herbart, dessen Apperzeptionslehre, Psychologie und Pädagogik bis vor kurzem die deutsche Lehrerwelt so begeistert zugetan war, ist sicher bei weitem zu kurz gekommen. Auch der 1895 gestorbene Glogau hätte neben Lazarus und Steinthal wenigstens kurz erwähnt werden müssen. Die neuere Theologie, Ritschlianer und religionsgeschichtliche Schule mußten irgendwie infolge ihres neuerlichen starken Einflusses auf Kirche und Volksleben berücksichtigt werden. Wenn die Comenius-Gesellschaft mit ihrer bald zwanzigjährigen Tätigkeit und ihrer Arbeit für die Idee der Humanität unter Dr. Kellers Führung an passender Stelle genannt wäre, hätte das eine Lücke ausgefüllt. Friedrich Naumanns politische Begabung, über deren Tragweite man gewiß streiten kann, gänzlich zu verkennen und ihn zum bloßen Ästheten zu machen, ist eine zweifellose Verkennung und Entgleisung. Ein Mann wie Ziegler, der bis 1910 die geistigen und sozialen Kämpfe spannend verfolgt hat, wodurch seine Buch bis in unser gegenwärtiges aktuelles Leben hineinreicht, mußte hier objektiver einen Zeitgenossen charakterisieren. Sieht man von diesen im Verhältnis zum Ganzen geringfügigen Mängeln ab, so vermag uns Zieglers Schrift sehr wohl als eine überaus brauchbare, lehrreiche und notwendige Gabe zu erscheinen, deren Lektüre reichen Gewinn bietet und starke Anregungen bringt.

AUS: EINE EVANGELIENHARMONIE

Von

Hans Benzmann[1])

Aus dem Cyklus „Der Heiland“

Die Erweckung des Jairi Töchterleins

Die Mittagssonne krönte den Sommertag,
als Jesus neugestärkt die heilige Öde
des Hochgebirgs verließ und sich zu Tal
zu seinen Menschen wandte. Schnellen Schritts,
ein rüstiger Wandrer, eilte er dahin.
Und seines Auges Glanz umfing die Pracht
der stäubenden Felder, schwärmende Herden, tief
im Tal das Städtchen, weit die Sommerwelt
wie eine andre Sonne: starken Schritts,
gebräunt, nur schauend, eilte er dahin.
Schon drang der Stiere Gebrüll zu ihm empor,
schon üppiger Duft der blühenden Wiesen, schon
der Ruf, Gesang und Scherz der Schnitterinnen . . .
Und Christus überkam es — „Leben, lebendiges!
Ein Wille bestürmt mein Herz, mein Sehnen
springt wie der Quell zu Tal, zu euch, zu euch,
ihr Schaffenden, Säer und Schnitter! Welch seliges Jauchzen
erfüllt meine trunkene Seele . . .“ Geflügelten Schritts,
ein hoher Wandrer, eilte der Herr zu Tal.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und schwer stand über der Stadt ein Gewölk,
sturmdunkel und drohend . . . „Weicht, Wolken!
Der Wandrer will: Leben!“ und es entwich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Christus kommt in die Stadt . . an Scheunen und Gärten
vorbei: die liegen wie träumend . . . was war das ? . ein Schatten ?
Wo seid ihr Menschen ? . . Welch Wesen, grauenhaft und tot,
bannt plötzlich diese jäherschrockne Stille,
wo eben noch das Leben mit tausend Stimmen
durch die Lüfte jubelte ? . . . Die Häuser stehen,

[1]) Mit Holzschnitten von Dürer, Cranach d. Ä., Burgkmaier und Altdorfer. Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig.

hilflose Horcher, — ein Gesumme umhüllt den Ort —
„Wo such ich dich, entsetzliche Gewalt?
Du bist's! Dich will ich selbst!“ Strahlenden Auges
schreitet der Herr des Lebens dahin — — Und dort.
dort ist's, — dort stehen sie voll dumpfer Trauer:
Mitten im Leben war sie, ein blühendes Kind,
dahingegangen . . . Und Christus teilte die Menge —
scheu wichen die trüben entsetzten Augen —
und Christus tritt in die Halle: strömendes Licht
geht von ihm aus —: „Ich will, daß du lebest, Mägdlein!“
Siehe, da hebt sie sich aus dem Schnee der Linnen,
wie eine welke Blüte im Morgentau,
lebendig, ganz vom Leben durchglutet . . . Sonne
fällt breit in das Haus, Sonne singt auf den Gassen —
Er aber schreitet hinaus, umjubelt, umjauchzt
von seinen Menschen, von seines Herzens seligen
Gesängen; er schreitet hinaus, wo die Schnitter,
die Säer schaffen und singen, er schreitet weiter,
wo nur die Quellen ihn noch umklingen, und weiter, immer weiter,
wo nur seines Herzens tiefselige Chöre singen . . .

Aus der „Passion“

Der Auferstandene offenbart sich am See Genezareth

Und danach offenbart er sich am See
Genezareth, — als ob der Trennung Weh
ihn nicht von hinnen ließ, als ob das Scheiden
ihm schwerer ward als all sein schweres Leiden. —
Die Jünger fischten nächtens auf dem Meer.
Als es nun Morgen ward, da scholl es her
wie hilflos bang wohl über Wind und Wogen,
als wenn ein Wandrer einsam sturmumflogen
am fernen Ufer stand . . . Und regungslos
horchten die Jünger in das Meergetos . . .
Und als die Sonne durch den Nebel schien,
da rief es wieder, — und da sehn sie ihn
vom andern Ufer winken mit der Hand . . .
Da legten sie sich schweigend insgesamt
ins Ruder, daß die harten Pflöcke krachten,
doch Simon Petrus zog die Kleider aus,

sprang in das Meer und teilte mit den nackten
gewaltigen Armen Wogenschwall und -braus
und trieb sein starkes Herz dem Herrn entgegen.
Der aber hat auf seinen Knien gelegen,
die Arme breitet er hinaus, ihm war,
als kämen Meer und Menschen an sein Herz geflogen,
als wär es einer Liebe ungeheures Wogen, —
als wär nun alles wohlgetan und klar, —
und seine Seele alles Zagens bar . . . .
Da stieß das Schifflein knarrend an den Strand —
Er ist es! und schon stürzen sie ans Land
und decken mit Küssen seine Hände, sein Gewand —
und weisen der Fische Menge ihm, als wäre,
was sie indes erlebt, nur ein düstre Märe . . .
Und sieh, da überkommt auch ihn der alten
vergangenen Tage frohgemutes Walten
und selbst des Hungers süß zu stillende Qual —
„Geliebte, wohl, so rüstet denn das Mahl!"
spricht er. Und bald erfüllt der kräftige Duft
gesottener Fische rings die herbe Luft . . .
Drauf teilet er das Mahl und ißt und spricht
mit ihnen und es leuchtet sein Gesicht . . . .

Als sie das Mahl gehalten, ist er ihnen
auf einmal wie ein anderer erschienen, —
sein Blick wird dunkel, seine tiefen Augen
sich in ihr Herz fast wie dämonisch saugen — —
Da fühlen sie, daß jetzt die Stunde naht,
die ihr Geschick bestimmt, daß sie den Pfad,
den er gezeigt, allein vollenden müssen, —
da überkommt auf einmal sie ein Wissen,
ein Wille und eine Klarheit todesstark und weit, —
da sah er sie zu seinem Werk bereit! . .
. . . „Simon Johanna, sprich, hast du mich lieb?"
fragt er nun leise und er meint sie alle —
„O Herr, du weißt es ja, wie ich dich liebe —"
„So weide meine Lämmer!" Und er fragt zum andern Mal,
als würd' nicht satt sein Herz der seligen Qual.
„Simon Johanna, sprich, hast du mich lieb?"
Und wieder klingt die süße Menschenstimme,

und haucht und harft die Seele jede Silbe;
„O Herr, du weißt es ja, wie ich dich liebe!“
„So weide meine Lämmer! . .“ Und er spricht zum dritten
und ist ganz leis aus ihrem Kreis geschritten:
„Simon Johanna, sprich, hast du mich lieb?“
Da schrie es zu ihm empor schon wie aus weiter Ferne
„Herr, Herr, du weißt es, daß ich für dich sterbe!“
„So weide meine Lämmer!“ hallt es stark
herüber . . . . Doch sie sehn nichts mehr, —
sie horchen, gehen wie im Traum umher . .
sie horchen wieder . . . Dumpf erbraust das Meer . . . .

ZUR BEISETZUNG SCHILLERS[1])

Unlängst ging durch die Blätter die Nachricht, daß man in Weimar beabsichtige, das ehemalige Kassengewölbe, die erste Ruhestätte der Gebeine Schillers, wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit wird wohl auch vielfach die Überlieferung in Erinnerung gekommen sein, daß Schiller sehr ärmlich und formlos begraben worden sei; das entspricht indessen den Tatsachen nicht. In jeder Schillerbiographie wird man lesen können, daß der Dichter einer alten weimarischen Sitte gemäß nachts zur Erde bestattet worden ist, und daß zwölf Männer vornehmen Standes den Trägern ihre Bürde abgenommen und dem großen Geistesfürsten die letzte Ehre erwiesen haben. Auf diesen Vorgang bezieht sich ein interessantes Blatt aus dem Archive der Loge zu Crimmitschau, nämlich das Zirkular des Kabinettsekretärs Schwabe in Weimar an dreizehn Herren — wohl ausnahmslos Mitglieder der Loge Amalia —, das die Bitte enthält, bei der Beerdigung Schillers tätig mitwirken zu wollen.

Es hat folgenden Wortlaut:

> Gegen mehrere der nachgenannten Herren hab ich bereits diesen Nachmittag, als ich erst erfuhr, daß heute Nacht 12 Uhr Schiller begraben werden sollte, den Wunsch geäußert und sie gebeten die Hülle dieses großen und verehrungswürdigen Mannes zum Grabe zu tragen, damit dieß nicht, wie angeordnet war, durch Handwercker geschähe, und bin auch in meiner Bemühung glückl. gewesen. Mehrere

[1]) Wir entnehmen die interessante Notiz dem Crimmitschauer Anzeiger vom 17. September 1911.

von denjenigen Herrn aber, welchen ich gleiche Empfindungen zutraue und von denen ich überzeugt [war][1]) bin, daß Sie gern die kleine Beschwerde übernehmen, konnt ich nicht antreffen, daher ich Sie ersuche, mir Ihre Bereitwilligkeit durch Ihre Unterschrift zu erkennen zu geben. Ich bitte Sie sämmtlich Sich heute Nacht ½1 Uhr bey mir in der
(um 10 Uhr)
Rittergaße par terre einzufinden; das Licht das im Fenster stehen soll, wird denen, welchen meine Wohnung noch unbekannt ist, solche anzeigen. Sie erscheinen alle schwarz gekleidet. Für die Trauerhüte, Flöhre und Mäntel hab ich gesorgt, Sie treffen alles Nöthige bey mir an. Zur Ordnung gehört, wenn ich nicht irre, daß wir weiße Handschuh tragen.

Weimar, den 11ten May 1805.

Carl Schwabe, C. Secretaire.

Zu präsentiren
S. c. o.

1. Herrn Profeßor Voß.
Ich werde mich einstellen.
2. Herrn Amts Advocat Treuter
3. Herrn Doctor Treuter
4. (Herrn Riemer [bey Hh. Geh. R. v. Göthe])
Die Entschuldigung werde ich mündlich geben. Voß.
5. Herrn Doctor Schütz (im Aulhornschen Hause)
Ich werde kommen. Schütz.
6. Herrn Bildhauer Klauer
7. Herrn Kriegssecretair Helbig
stellt sich zur bestimmten Zeit ein.
8. Herrn Amts Comißaire Schwabe
Ich habe schon meine Bereitwilligkeit erklärt, da aber wegen eines heftigen Catarrhs H. Doctor Schwabe mir die Theilnahme verboten hat: so wird statt meiner H. Amtsadvocat Oettelt aus Eisenach erscheinen, welchem ich daher das Circular zu präsentiren bitte. G. Schwabe.
9. Herrn Doctor Schwabe.
10. Herrn C. Irrgang.
kömmt.
11. Herrn Cand. Brehme (im Eichelmannsch Hause).
12. Herrn D. Kanngießer.
wird sich einstellen. Voß.
13. Herrn Amtsadvocat Oettelt
stellt sich ein. E. Oettelt.
vidi Oettelt.

[1]) Die eingeklammerten Wörter sind im Text durchstrichen.

Das vorstehende Dokument zerstört die Legende von Schillers angeblich ärmlichem Begräbnisse: Der Dichterfürst war auch auf seiner letzten Fahrt von zarter Verehrung und Liebe umgeben; zwar nicht mit fürstlichem Gepränge, doch auch nicht würdelos ist, was an ihm verweslich war, dem Schoße der Erde übergeben worden. Max Richter.

SPRACHFORMEN UND DENKFORMEN

Von

Direktor Dr. Schmidt in Hainichen i. Sa.

Im 17. Jahrgange (1908, S. 133) dieser Zeitschrift erörtert der Herausgeber den Gedanken, daß die Staatskulte und die staatsfreien Kultverbände unabhängig voneinander ihren eigenen Sprachgebrauch ausbildeten. Innerhalb der Kirchen sind z. B. die Begriffe: Glaube, Gläubige, Glaubensgenossen, Himmel, Himmelreich, Hölle, Bekehrung, Sünde und Gnade feststehende Begriffe und die verwendeten Ausdrücke im letzten Grunde ausschließliches Eigentum der Kirchensprache. Auch die staatsfreien Kulte hatten ihre eigene Sprache. So setzt Plato statt des Wortes Gott immer den Ausdruck „Baumeister der Welt“ ein. In diesem Sprachgebrauche liegt die Absicht, das Verhältnis Gottes zur Welt anders zu fassen und zu verstehen als die Staatskulte.

Wenn dieser Umstand richtig ist — und ich nehme das an — so muß umgekehrt in allen den Fällen, wo wir auf einen solchen abweichenden und auffallenden Sprachgebrauch stoßen, auch eine besondere Auffassung der Welt und der Gottesidee in ihrem gegenseitigen Verhältnisse vorliegen. Es muß hinter dem Worte ein eigenartiges Denken stecken, das von der alltäglichen Denkweise abweicht und diese Abweichung auch sprachlich festhalten und in besonderen Begriffen ausdrücken will. Die sprachliche Kleinmünze, mit der hier und da neben anderem Gelde gezahlt wird, würde also auf die Mitgliedschaft zu einem der freien Kulte hinweisen.

Auf diesen Gedanken kam ich, als mir kürzlich ein Buch in die Hände fiel, nämlich

William Derham, Astro-Theologie oder himmlisches Vergnügen in Gott. Aus der 5. engl. Ausgabe ins Deutsche übersetzt, mit einer Abhandlung vom Himmel und den himmlischen Körpern usw., kurz und deutlich beschrieben von Jo. Albert Fabricius.

Das Buch ist dem Hamburger Ratsherrn und Dichter Barthold Heinrich Brockes gewidmet und ist ungefähr im Jahre 1720 erschienen. Die erste englische Ausgabe erschien im Jahre 1714.

In diesem Buche gebraucht der Übersetzer mit Vorliebe an Stelle des Wortes „Gott" den Ausdruck „unendlich weiser Baumeister der Welt". So sagt er z. B. auf Seite 139, daß unsere Erdkugel die Figur erhalten habe „von der Regierung des unendlich weisen Baumeisters aller Welt"; — oder Seite 176—177: „Diesen (nämlich Unbequemlichkeiten) zuvorzukommen, hat der unendlich weise Werkmeister und Regierer der Welt unterschiedliche bewundernswürdige Veranstaltungen gemacht ...." u. a. m. Der Verfasser gibt endlich auch noch an, daß der Ausdruck „vernünftiger Werkmeister" von Cicero stamme. Dieser schreibt: De natura deorum Abs. 2, Kap. 38 nach der Übersetzung von Fabricius: „Wie, wenn wir durch eine Maschine etwas sich bewegen sehen, wie eine Himmelskugel, ein Uhrwerk oder anderes dergleichen von vielerlei Art, so zweifeln wir nicht, daß solches einen vernünftigen Werkmeister habe."

Wenn man hierzu bedenkt, daß der Hamburger Ratsherr und Dichter Brockes seine Stoffe ganz im Gegensatze zu seinen Zeitgenossen aus der Natur nimmt, die er frommen Herzens betrachtet, daß er in seinen Gedichten eine liebevolle Hingabe an die Natur erkennen läßt, wofür ihm die Engländer vorbildlich waren, so werden wir in der Annahme bestärkt, daß Derham, Brockes und Fabricius Mitglieder einer Gemeinschaft waren, in der dieser Sprachgebrauch üblich war. Von Brockes wird uns z. B. berichtet, er habe im Jahre 1714 die „Deutschübende Gesellschaft" gestiftet, eine Sprachgesellschaft, die unter dem Deckmantel der Sprachreinigung humanistische Ziele verfolgte. Die Leser dieser Zeitschrift wissen, daß die Geschichte dieses Humanitätsgedankens noch nicht geschrieben ist, daß aber bereits lehrreiche und wesentliche Vorarbeiten geleistet sind. Auch in den Sprachgesellschaften und den ihnen nahestehenden

Männern erkenne ich eine Erscheinungsform des Humanitätsgedankens. In diesem Zusammenhange gewinnen solche Entdeckungen einen geschichtlichen Wert. Unter Umständen kann man den angedeuteten Sprachgebrauch zur Bestimmung eines Autors und zur Abgrenzung und Charakterisierung seines Gedankenkreises benutzen.

ZUM WANDEL DER ANSICHTEN ÜBER DIE SCHWÄRMER DER REFORMATIONSZEIT

Wir haben oft darauf hingewiesen, daß bis in das 19. Jahrhundert hinein der letzte Bischof der böhmischen Brüder, Comenius, und die Religionsgemeinschaft, an deren Spitze er stand, von allen Rechtgläubigen den „Schwärmern", „Fanatikern" und „Sektierern" ebenso beigezählt zu werden pflegten, wie z. B. Caspar Schwenckfeld, Sebastian Franck, Johann Denck und andere Vertreter des sogenannten Täufertums und des älteren Pietismus, die sich im Gegensatz zu dem damaligen Staatschristentum befanden.

Da ist es nun interessant, zu beobachten, wie sich in weiten Kreisen seit einem Menschenalter das Urteil über diese „Schwärmer" zu ändern beginnt. Die „Christliche Welt" veröffentlicht in ihrer Nr. 31 des laufenden Jahrgangs einen Artikel aus der Feder von Arthur Bonus, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„In Deutschland wurden die Schwärmer, Luthers große Feinde und seine allein echten Kinder, gehetzt, verjagt, erwürgt. Aber sie wachten in Holland, England und später Amerika auf. Holland wurde Kulturmacht und Weltmacht, England Kulturmacht und Weltherrscherin, Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der zähen puritanischen Arbeitskraft. Deutschland versimpelte derweilen in seinen kleinlichen Lehrtifteleien.

Die Schwärmer in Holland, England, Amerika schufen neue Volkseinigungen auf dem Grunde der Gewissensfreiheit. Sie schufen die moderne Staatsidee und die Menschenrechte. Sie schufen alles das, wovon wir heute leben (auch die Nichtprotestanten). Sie schufen das, was selbst in der Verdünnung, in der es zu uns zurückkam, immer noch stark genug war, im Pietismus diejenige Erregung des deutschen Gemüts zu erwecken, aus der unsere Goethezeit wuchs.

Am Anfang dieser Zeit stand des genialen Mystikers Gottfried Arnold „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", aus deren Lektüre der jugendliche Goethe sich den Mut nahm, „nichts natürlicher" zu finden, „als daß er sich wie jeder Mensch seine eigene Religion bilden könne".

Man vergleiche doch die Entwickelung in Deutschland, nachdem Luther „dem heiligen Geiste über die Schnauze gehauen" hatte, mit der Entwickelung in den Ländern, wo der Geist der Schwärmer frei gehen durfte. Man vergleiche doch — um etwas recht in die Augen Fallendes zu erwähnen — den feigen Schmalkaldischen Spektakel und das entsetzlich begeisterungs- und ideenlose Hin- und Herzerren im Dreißigjährigen Krieg mit dem stolzen Schritt der „schwärmer"ischen Heerscharen Cromwells."

Vor allen Dingen muß man auch die heutigen innerpolitischen Zustände Deutschlands mit denjenigen Englands und Amerikas vergleichen; wenn der Haß weiter Kreise gegen jede von den Kirchen vertretene Religion bei uns einen weit höheren Grad erreicht hat als es in den genannten Ländern der Fall ist, so hängt das, wie wir an anderer Stelle gezeigt haben[1]), mit der „Erwürgung" der Schwärmer auf das engste zusammen.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN

Rudolf Günther. Der heilige Garten. Religiöse Gedichte für das deutsche Haus. 2. Auflage von „Aus der verlorenen Kirche". Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

Dies Buch, das auf jeder seiner Seiten den feinen erlesenen Geschmack seines Urhebers bezeugt, ist ein wahrhaft poetisches Erbauungsbuch, das jeder mit tiefer Befriedigung aus den Händen legen und in Stunden der Ruhe immer wieder gern vornehmen wird. In einem kurzen Vorwort legt der Herausgeber die Motive dar, die ihn bei der Sammlung dieser durchweg vortrefflichen und bedeutungsvollen Gedichte leiteten. Ich hebe daraus folgende Sätze hervor: „Es ist wieder ein Suchen da unter den Menschen nach einer letzten rettenden Wahrheit, ein Dürsten nach einem Born, aus dem man unsterbliches Leben trinkt; das Lied der Sehnsucht erklingt wieder in mannigfaltigen Tönen — ein Widerhall des Geläutes, in dem die verlorene Kirche einem abwärts gewandten Geschlechte sich abermals vernehmbar macht. Es ist ein Ringen da, der Zeit, den alten Gott mit

[1]) Keller, Charles Kingsley und die religiös-sozialen Kämpfe in England in den M. H. der C. G. 1910, S. 205 ff.

neuen Worten zu verkünden, noch nicht von der elementaren Gewalt, welche die Herzen der Völker mit sich fortreißt, aber doch von der stillen, werbenden Kraft, die immer von dem selbstlosen Bemühen um die Wahrheit und von ursprünglichem und selbstgewachsenem Innenleben ausgeht.“ So sind dann in dem Buche, geordnet nach einheitlichen Gesichtspunkten, alte, neue und neueste Dichter vereint. Nur die Tiefe der Empfindung, die Echtheit und Inbrunst der Sehnsucht nach einem göttlichen Wesen, die Stärke des Glaubens an ein gutes und vernünftiges Lebensprinzip waren dem Herausgeber bei der Auswahl der Poesien maßgebend. Daß ihn in erster Linie ein künstlerischer feiner Geschmack leitete, hob ich schon hervor. Und so ist das Buch ein menschliches Dokument, das erschütternde und erhebende Kunde von dem Ringen der Seele nach Gott und mit Gott und um Gott gibt, aus dessen weihevollen Blättern aber immer wieder der eine optimistische Grundakkord tönt. Stimmungsvoll wie gewaltige Präludien leiten die Gesänge der jüdischen Propheten, das babylonische Gebet und das Hohelied des Paulus von der Liebe in rythmisch vortrefflicher Übersetzung die Sammlung ein. Lieder von Franz von Assisi, Hans Sachs, Luther folgen — und bald sind wir unter den persönlichen Dichtern der Neuzeit (Nietzsche, Hebbel, Mörike) und sogar der Gegenwart (Schönaich-Carolath, Liliencron, Dehmel, Benzmann, Schüler), und so hallen die Stimmen der Jahrhunderte durcheinander und sie stören einander nicht: hat jede ihren eigenen Ton, haben doch alle auch den großen Einklang der Sehnsucht, Inbrunst, Güte und Schönheit in Gott.

John Miltons Poetische Werke. Vier Teile in einem Bande. Übersetzt von Bernhard Schuhmann, Alexander Schmidt, Immanuel Schmidt und Hermann Ullrich. — Herausgegeben mit biographisch-literarischen Einleitungen und vollständigem Kommentar von Prof. Dr. Hermann Ullrich. Mit zwei Bildnissen des Dichters. — Leipzig, Max Hesses Verlag.

Dieses ungemein fleißige und gründliche Werk — eine der Zierden des bekannten Klassiker-Verlages — hätte es wohl verdient, in einer ausführlichen Besprechung gewürdigt zu werden, in der auch auf die Bedeutung Miltons, auf seine Stellung innerhalb der englischen Literatur und andererseits innerhalb seiner Zeit, auf seinen Lebensgang usw. einzugehen wäre. Das Material, das Ullrich bietet, an Dokumenten, Quellennachweisen, seine ausführliche Biographie usw., das alles mag dazu verlocken, das verblassende Bild des großen englischen Dichters wieder einmal zu zeichnen. Dieser ernsten Aufgabe aber fühle ich mich zurzeit nicht gewachsen. .... Dieses Bekenntnis bringt mich darauf zu fragen: wem ist es heute bei der

ewigen Unrast, die den modernen Menschen von einer Arbeit zur anderen treibt, möglich, Dichtungen von der klassischen Größe und Tiefe des „Verlorenen Paradieses“ zu lesen, zu genießen? Gibt es noch solche Menschen? außer Gelehrten, außer besonderen Liebhabern gerade dieses Poeten, außer literaturbeflissenen Jünglingen? .... Es ist wahrhaftig ein Problem für den modernen Menschen, in der Fülle der tausend Pflichten die Konzentration des Geistes zu finden, die vorhanden sein muß, um solche Dichtungen mit wahrem Verstehen und Genießen zu lesen. Und doch bringt der Büchermarkt neben der Überfülle moderner Dichtungen jedes Jahr eine ebenso große Überfülle von Neuausgaben älterer Dichter. Mir bleibt nichts weiter übrig, als mit stiller Resignation dieses hervorragende Werk eines deutschen Gelehrten den Wissenden, den nach allen Wundern der Weltliteratur Begierigen und den noch Muße Findenden zu empfehlen. Professor Ullrich hat sich bemüht, die besten älteren und neueren Übersetzungen Miltonscher Dichtungen aufzutreiben und hier vorzulegen — darüber unterrichtet das Vorwort —, er selbst hat einiges übersetzt. Er hat in seine Ausgabe aufgenommen die „Poetischen Werke“, d. h. die „Gedichte“, „Das verlorene Paradies“, „Das wiedergewonnene Paradies“ und das dramatische Gedicht „Simson der Kämpfer“. Auf den reichhaltigen Apparat von Belegen, Anmerkungen, Einleitungen usw. habe ich bereits hingewiesen. Die Ausgabe ist allen übrigen deutschen Milton-Übersetzungen vorzuziehen, weil sie die von einem gründlichen Kenner des Dichters geprüften besten Übertragungen bietet und auf Grund der gesamten bisherigen Milton-Literatur ein unanfechtbares literarhistorisches Nebenwerk.

Hans Benzmann.

Friederike Brion. Eine neue Darstellung der „Geschichte in Sesenheim“. Von Adolf Metz. Mit einem Anhang Goethescher Briefe. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1911.

Dieses Buch wird eine bedeutsame Stellung in der Goethe-Literatur einnehmen, an sich ist es vielleicht eines der interessantesten, gründlichsten und wichtigsten, die jemals über eine Phase aus dem Leben Goethes geschrieben sind. Wie der Titel besagt, behandelt es die Geschichte der Liebe Goethes und Friederike Brions, über die soviel Romantisches, Falsches und Oberflächliches geschrieben worden ist und die zu einem psychologischen und literar-historischen Problem geworden ist. Professor Metz hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Verleumder Friederikens von Grund aus zu widerlegen, und es ist ihm dies, wie ich gleich bemerken will, auch von Grund aus gelungen. Die außerordentlich fein, fast künstlerisch anschaulich geschriebene Abhandlung ist kein gewöhnlicher Aufsatz. Getreu wird auch das

zu widerlegende Material mitgeteilt, die bisher abfällig über Friederike urteilende Literatur und ihre Quellen; es wird historisch und psychologisch dieses freilich dürftige, doch gefährliche Material in allen etwa möglichen Beziehungen durchsucht, Hypothesen zugunsten der Gegner werden aufgestellt, und auch diese ad absurdum geführt. Dabei schreibt Metz immer unterhaltsam, immer lebendig, von Liebe für seinen Gegenstand erfüllt; mit bitterer Ironie geißelt er die oberflächlichen Verleumder Friederikens: kurz, es ist ihm in jeder Beziehung gelungen, das jungfräuliche Bildnis der edlen Dulderin von dem schamlosen Schmutz zu reinigen, mit dem es irregeleitete Pamphletisten und literarische Wichtigtuer beworfen hatten.

Hans Benzmann.

Horenausgabe von Schillers sämtlichen Werken in sechzehn Bänden. In Leinen geb. à 6 M., in Halbleder à 8 M., Luxusausgabe à 24 M. — Verlag von Georg Müller, München.

Der Erfolg der Propyläenausgabe von Goethes sämtlichen Werken, die Zustimmung und den Beifall, den der Verlag nicht nur für die Ausstattung, sondern vor allem für die bei der Redaktion befolgten Prinzipien von Seiten der Fachgelehrten, der Presse und des Publikums entgegennehmen konnte, haben den Verlag Georg Müller bestimmt, der Propyläenausgabe von Goethes Werken nunmehr die Horenausgabe von Schillers sämtlichen Werken nachfolgen zu lassen. Die allseitig anerkannte, in ihrer unpedantischen Handhabung vorzüglich bewährte chronologische Anordnung des Stoffes mit Einschluß der Briefe wird auch in dieser Ausgabe durchgeführt werden, deren Textredaktion sich der Unterstützung Weimarer Gelehrten, sowie des Marbacher Schillermuseums erfreut. Erlesenste, vornehmste Einfachheit der äußeren Gestaltung, gediegenstes Material und beste Druckarbeit werden bei der Horenausgabe mitwirken, Schillers Werke in einer Form zu bieten, die es erlaubt, zu seinem Schaffen und Denken wieder nahe innere Fühlung zu gewinnen, den wahren, im Ungestüm der naturalistischen Periode verkannten, in so vielen Beziehungen jedoch überraschend modernen Schiller wieder zu entdecken, ihn zu befreien aus dem Wuste des schablonenhaften Klassikerkultus. Der erste stattliche, etwas starke Band liegt mir vor. Er präsentiert sich einfach vornehm, so wie ich mir eine ideale große Schillerausgabe vorstelle. Der Druck ist hergestellt mit großer deutlicher alter Frakturtype auf schönem starken, doch schmiegsamem und leichtstumpfem Hadernpapier. Der Ledereinband ist mit einfachen gradlinigen Ornamenten geschmückt. Dieser erste Band enthält die Gedichte und Aufsätze aus der Schülerzeit (1769

bis 1776), Gedichte, Reden und Aufsätze aus der Jünglingszeit (1776 bis 1780), dann Briefe (1772—1780), Die Gedichte des Regimentsmedicus und die Anthologie auf das Jahr 1782, dann Briefe 1781/82, Die Räuber, Aus dem „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben" (Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten) und „Die Beiträge in dem Württembergischen Repertorium der Literatur 1782".   Hans Benzmann.

Preußische Jugend zur Zeit Napoleons. Von Karl Immermann. Nach seinen „Memorabilien" herausgegeben und eingeleitet von Dr. W. Bode. Hamburg-Großborstel. Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1907.

Durch die Augen Immermanns, der als Knabe und Student, wenn auch mehr zuschauend und zuhörend als mitkämpfend, jene Zeit von Preußens Fall und Erhebung miterlebte, gewinnen wir einen lebendigen Einblick in den Geist, der damals im deutschen Volke lebte. Wir sehen Preußens Volk und Heer, das noch ganz unter dem suggestiven Banne des Großen Friedrich und seiner Waffenerfolge stand, in jenem Hochmut befangen, der bei Jena so jäh zusammenbrach; wir sehen die siegreichen Franzosen, erleben die schmähliche Kapitulation von Magdeburg. Die Gestalt Napoleons tritt herein, von dem ethisch-philosophischen Nachdenken Immermanns kritisch durchleuchtet. Ungeblendet von seinem äußeren Glanz und seinen äußeren Erfolgen, sieht Immermann deutlich, daß jenem Gefürchteten doch die größte Kraft, die Kraft sittlicher Entschlüsse und sittlicher Ziele fehlte, so daß sein Fall verständlich wird. Und schließlich sehen wir, wie diese selbe sittliche Kraft, durch Preußens Jugend mit hineingetragen in den Befreiungskampf, die deutschen Waffen zum Siege führen hilft.

STREIFLICHTER

In der „Zeitschrift für Brüdergeschichte", V. Jahrgang, 1911, Heft 2, die von unserem Vorstands-Mitglied, Herrn D. J. Th. Müller, herausgegeben wird, veröffentlicht Franz Slameňik in deutscher Übersetzung die „Briefe nach dem Himmel" von J. A. **Comenius.** In der Bücherkunde des Comenius, die wir in den M. H. der C. G. 1892, 1. Heft, veröffentlicht haben, hatte deren Verfasser, eben J. Th. Müller, diese Schrift für verloren erklärt. Erfreulicherweise hat sich inzwischen ein Exemplar im Prager „Museum des Königreichs Böhmen" gefunden, und nach diesem Druck hat nun Slameňik seine Übersetzung der Briefe (sie sind in tschechischer Sprache verfaßt) angefertigt. Alle Freunde des Comenius sind dem Übersetzer dadurch zu Dank verpflichtet. Kvačala hatte bereits im Jahre

1902 eine neue Ausgabe besorgt, und jetzt erscheint sie an erster Stelle im XV. Bande der Gesamtausgabe der Schriften des Comenius, die mit Unterstützung des Mährischen Lehrer-Vereins erscheint. Auf diese Gesamtausgabe, von der jetzt zwei Bände vorliegen, kommen wir demnächst zurück.

Justin der Märtyrer († um 165 n. Chr.) hat ganz im Sinne gleichzeitiger christlicher Apologeten den Nachweis anzutreten versucht, daß die Anhänger der „Weisheit“ oder der „hellenischen Religion“ — man pflegte sie „Philosophen“ schlechthin zu nennen — gewissermaßen nichts anderes als Christen seien wie er selbst und seine Gesinnungsgenossen. Diese „Philosophie“ war, wie man weiß, von der Idee des **Logos,** von der Vorstellung des **All** und der **Einheit** getragen und beherrscht. Nun erklärt Justin schlechtweg, daß Christus der Logos sei, an dem das ganze menschliche Geschlecht Anteil habe. „Der Logos aber war und ist, sagt er, der im All Seiende. Diejenigen, die mit dem Logos gelebt haben, die sind Christen, auch wenn sie für Atheisten ausgegeben werden (wie es die strenggläubigen Christen gegenüber den „Philosophen“ taten), wie unter den Hellenen Sokrates und Heraklit und ihnen ähnlichgesinnte Männer.“ Für ihn sind **Sokrates** und **Christus** Wahrheitszeugen, nur ist Sokrates vom Logos getrieben worden, in Christus aber hat der Logos Menschengestalt angenommen. „Wir (d. h. die christlichen Apologeten) lehren dasselbe, was die griechischen Poeten und Philosophen lehren.“ (Ap. I, 20 ποιηταῖς καὶ φιλοσόφοις τὰ αυτὰ λέγειν δόξομεν).

Der tiefe Schleier, mit dem die älteren Sozietäten ihre Organisation, ihre Formen und ihre Namen umhüllen mußten, ist bis zum heutigen Tage nicht in allen Punkten gehoben worden. Es trifft dies keineswegs bloß auf die von Staat und Kirche verbotenen Gesellschaften, sondern auch auf die geheimen Organisationen zu, die sich zeitweilig des Schutzes mächtiger Kirchenfürsten und Staaten erfreuten. Wie unsicher ist noch heute unsere Kenntnis der **heiligen Vehme**? Da hier wie bei allen anderen Geheimbünden schriftliche Aufzeichnungen vermieden zu werden pflegten, so fehlen die urkundlichen Unterlagen, wie wir sie für andere geschichtliche Erscheinungen besitzen. Kann deshalb aber die Geschichtsforschung darauf verzichten, in das Dunkel Licht zu bringen?

Wir haben früher gelegentlich auf den Namen **„Patrioten“** hingewiesen, der im Sinne derer, die ihr Ideal in der Universalmonarchie und der alles beherrschenden Weltsprache der Kirche wie der Wissenschaft erkannten, ebenso wie der Name „Nationalisten“ anrüchig war, und bemerkt, daß in den romanischen Ländern (auch in der Schweiz) die „patriotischen Gesellschaften“ ebenso wie die „deutschen Sozietäten“ im Reiche, die sich auch Redner-Gesellschaften nannten und von anderen Sprachgesellschaften so genannt wurden, im Verdacht mangelnder Rechtgläubigkeit standen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts taucht nun in Italien eine Societa dei patrioti auf, die angeblich dem deutschen Tugendbunde entspricht; beide traten gegen die in der Entwicklung begriffene Weltmonarchie Napoleons auf. Es wäre von Interesse, näheres über diese Societa dei patrioti zu erfahren.

Wie sich Namen und Worte verbrauchen, wenn ihre Träger sich ihr Ansehen nicht stets von neuem erkämpfen, zeigt das Schicksal des im 17. Jahrhundert viel und gern gebrauchten Namens **Schäfer-Gesellschaft** und **Schäfer.** Seit dem Beginn der geistigen Umwälzung, wie sie das Emporkommen des Neuhumanismus seit dem Ausgang des Siebenjährigen Krieges mit sich brachte, waren diese Namen in Mißkredit gekommen. Wie eine Kleidermode kamen die einst geschätzten Namen in Abnahme. Die schichte der „Arkadischen Gesellschaft zu Philandria", deren Mitglied zu werden einst der junge Goethe vergeblich versucht hat, liefert für diesen Umschwung die merkwürdigsten Beläge. Die Arkadische Gesellschaft war im Jahre 1759 mit dem offiziellen Namen einer „Schäfer-Gesellschaft" ins Leben getreten. Als aber im Herbst 1764 ein Mitglied der Gesellschaft (Coridon) in einer amtlichen Eingabe an den „Argon" (Vorsteher) diesen Namen gebrauchte, erklärte ihm letzterer, daß die Gesellschaft den Namen abgelegt habe, da er „zu despektierlich" sei. Und da ist es nun sehr merkwürdig, daß die bisherige Schäfer-Gesellschaft in demselben Herbst des Jahres 1764 sich bei einer zu diesem Zweck nach Darmstadt einberufenen Versammlung einen neuen Namen gab: sie wählte statt des Namens Schäfer den Namen **Maurer** oder **Freimaurer.** Die Mitglieder waren der Ansicht, daß es sich dabei tatsächlich nur um den Wechsel des äußeren Gewandes handle: man zog statt des unmodernen Kleides ein modernes an. Im übrigen blieb die Gesellschaft, was sie bis dahin gewesen war, ein Bruderbund, der sich der Pflege der Tugend und der Freundschaft oder der Menschenliebe und Humanität widmete. Dieselbe Umwandlung vollzogen die **„Gesellschaften der Alchymisten".**

Die **staatsfreien Kultverbände,** die unter dem Deckmantel weltlicher Gesellschaften und Gewerkschaften Schutz vor dem Verfolgungswahn der irregeleiteten Massen suchten, haben sich von ihren Widersachern, die zugleich ihre Mitbewerber waren, stets sehr abfällige Urteile gefallen lassen müssen, und es ist nur zu verwundern, daß sie der Flut des Hasses, der sich über sie ergoß, nicht erlegen sind. Diese abfälligen Urteile konnten deshalb so leicht Eingang finden, weil jene staatsfreien Kultverbände es stets abgelehnt haben, die Gewissen ihrer Mitglieder an schriftliche Glaubensbekenntnisse zu binden und solche Bekenntnisse bekannt zu geben. Das Wesen ihres Kultverbandes und der Inhalt ihrer Gedankenwelt entwickelte sich für die Mitglieder aus den **Ritualen,** die sie gebrauchten; diese Rituale aber konnte man, um der Verfolgung zu entgehen, nur den Eingeweihten mitteilen. Außenstehende, zumal mißtrauische Mitbewerber, konnte man daher schwer belehren, und so hatten diese Spielraum, um ungestraft die unsinnigsten und die gehässigsten Gerüchte zu verbreiten.

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. WOLFSTIEG UND DR. G. FRITZ

VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

III. Jahrg. **Berlin, im November 1911** **Nr. 5**

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des Juli und August. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw. sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Straße 22

Geschichte der Fehde zwischen Wissenschaft und Theologie in der Christenheit von Andrew Dickson White. Autor. Übers. nach der vom Verf. dazu verb. 16. Aufl. von C. M. *v. Unruh.* Bd. 1, 2. Leipzig: Thomas (1911). M. 9,60, geb. M. 12. 1. 357 S.; 2. 352 S.

Das vorliegende Werk ist die bedeutendste Neuerscheinung auf dem Gebiete der Geistesgeschichte. Der Verfasser ist der bekannte Professor an der Cornell-University in Ithaka, New-York, Dr. White, der auch eine Reihe von Jahren als Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin weilte und sich hier als Gelehrter und Diplomat der allgemeinsten Hochachtung erfreute. Das Werk ist schon 1895 in erster englischer Auflage erschienen, seitdem aber ständig verbessert und vermehrt; so liegt es nun zum ersten Male dem deutschen Publikum in unserer Sprache vor. Die Übersetzung ist recht gut, nur ist das Buch leider so eng gedruckt, daß dem Leser bei länger andauernder Lektüre um seine Augen bange wird. Was den Inhalt anbetrifft, so handelt es sich hier um rein geistesgeschichtlichen Stoff, den der gelehrte Verfasser unter dem Gesichtspunkte strengster wissenschaftlicher Objektivität behandelt. Daß alle, auch die deutsche Literatur ausgiebig benutzt ist, braucht bei einem Manne wie White nicht erst erwähnt zu werden. Es sind eigentlich eine Reihe von Einzelabhandlungen, welche diese Bände vereinigen: „Von der Schöpfung zur Entwicklung", „Geographie", „Astronomie" usw. Jedes Kapitel ist historisch und systematisch behandelt und vollständig erschöpft. Die Methode läßt sich vielleicht am besten an einem Beispiele erläutern. Ich nehme das Kapitel „Von der Magie zur Chemie und Physik". Verfasser beginnt mit den Ansichten des naiven Volksglaubens und führt uns dann zur „höheren Ansicht von Erforschung der Naturgesetze" über Plato, das Mittelalter (Albertus Magnus, Vincent v. Beauvais, Thomas v. Aquino) in sehr freimütiger Kritik bis zur Renaissance hinauf. Hier verweilt er, um uns über die allgemeine Ansicht

vom Wesen der Magie zu unterrichten. Dann nimmt er wieder unter dem Gesichtspunkte des Verlaufes des Kampfes zwischen der Theologie und der Wissenschaft den geistesgeschichtlichen Faden auf, um die Methode Roger Bacons und ihre wissenschaftlichen Folgen zu erörtern. Nun folgt Phase für Phase Kampf und Sieg. Es ward allmählich Licht; wie das Licht in jeder Epoche aussah, erfahren wir durch scharf-schneidige Analyse. Darauf folgt „der Triumph der Chemie und Physik". Er beginnt mit Robert Boyle. Allgemeine Ansichten durchdringen auch hier die „Individuation": wie ein silberner Strom ziehen die Gedanken der einzelnen Männer vor uns dahin, Nebenfluß auf Nebenfluß ergießt sich in den Hauptlauf des immer stärker hinströmenden Wassers. Der Widerstand der Theologie beginnt zu ermatten. Dramatisch wird oft die Darstellung. Man lese S. 350 den Kampf des Kard. Bonnechose gegen Vulpian, Sée und Duruy. Von Land zu Land wendet sich der Blick des Verfassers, dann endigt er mit einem kleinen Expose über den Wissenschaftsbetrieb auf den amerikanischen Universitäten. Er hofft, „daß die große Mehrheit der führenden Lehranstalten zu beiden Seiten des Atlantischen Ozeans unter der Herrschaft einer gebildeten öffentlichen Meinung steht, wie sie hauptsächlich von Laien vertreten wird, und daß infolgedessen die physikalischen und Naturwissenschaften sich fortan normal entwickeln können ohne Furcht vor Vereitelung durch die Theologie und Unterdrückung durch das Kirchentum". Das zeichnet den Standpunkt Whites. Er kämpft nicht gegen die Religion — er bekennt sich als frommen Christen —, sondern gegen eine vom unduldsamen Pfaffentum geleitete wissenschaftfeindliche Theologie. White ist der Ansicht: „In der ganzen neueren Geschichte ergab die Bekämpfung der Wissenschaft mit angeblichen Religionsinteressen, wenn auch aus gutgläubiger Gewissenhaftigkeit, stets die grauenvollsten Schädigungen der Religion wie der Wissenschaft. Dagegen führte jegliche unbeschränkte wissenschaftliche Forschung, so gefahrdrohend manches in ihrem Fortgange für die ‚Religion' ihrer Zeit zu sein schien, stets unwandelbar zum höchsten Besten sowohl der Religion als der Wissenschaft." Den Standpunkt wissen wir in der C. G. zu schätzen.

Probleme der Völkerpsychologie von Wilh. Wundt. Leipzig: Wiegandt 1911. 120 S. 8°.

Die hier gebotenen vier Abhandlungen: Ziele und Wege der Völkerpsychologie, Zum Ursprung der Sprache, Der Einzelne und die Volksgemeinschaft und Pragmatische und genetische Religionspsychologie, sind mit Ausnahme des letzten nicht neu. Doch sind sie hier noch einmal mit abgedruckt, weil nach Wundts eigenen Worten die vier Abhandlungen zusammen die allgemeine Stellung der Völkerpsychologie zu den historischen Geisteswissenschaften an einigen Problemen der Sprachwissenschaft und der Religionsphilosophie, die zugleich Haupt-

probleme der Völkerpsychologie sind, beleuchten möchten. Die neue Abhandlung wendet sich namentlich gegen die Übernahme der amerikanisch-englischen pragmatischen Religionsphilosophie (Will. James) durch gewisse Kreise der deutschen Theologie (vergl. Troeltsch: Psychologie und Erkenntnistheorie in der Religionswissenschaft).

Denn sie sind unser! Luther, Goethe, Bismarck, das Gemeinsame ihrer Lebens- und Weltanschauung in Aussprüchen aus ihren Prosaschriften zusammengestellt von Paul Gnerich † und Hugo Bach. Mit Buchschmuck von Carl Breuer. Stuttgart: Max Kielmann 1910. 268 S. 8°. Brosch. M.

Die Gedankenwelt großer Geister durch Zusammenstellung von bemerkenswerten Aussprüchen weiteren Kreisen zu erschließen, ist schon oft versucht worden, meistens jedoch wohl nur mit geringem Erfolg. Ob der vorliegenden Arbeit ein günstigeres Schicksal beschieden sein wird? Die Zusammengehörigkeit unserer drei größten führenden Persönlichkeiten in ihrer ganzen Lebens- und Weltauffassung sollte uns Deutschen, gewiß zumal in unserer Zeit, immer eindringlicher zum Bewußtsein kommen, und es ist den beiden Bearbeitern, wie gern zugegeben sein mag, wohl geglückt, den Nachweis nicht nur im allgemeinen, sondern bis in Einzelheiten hinein, zu führen. So gruppiert sich der Inhalt des Buches unter bestimmten Schlagworten, unter denen natürlich eine überwältigende Fülle von schönen und tiefen Gedanken vor uns ausgebreitet wird. Manchmal ergeben sich in den Aussprüchen der drei Großen verblüffende Parallelstellen, die geeignet sind, die in dem Buche gestellte Aufgabe wohl zu rechtfertigen. Ein zweckdienliches Register bildet den Schluß.

Die großen Erzieher. Ihre Persönlichkeit und ihre Systeme. Hrsg. von Rudolf Lehmann, Prof. a. d. Akad. zu Posen. Bd. 1 ff. Berlin: Reuther & Reichard 1907 ff. 8°.

1. Jean Paul, der Verf. der Levana, von Wilh. Münch. 1907. VIII, 237 S. M. 3,—.
2. Aristoteles als Pädagog und Didaktiker von Otto Willmann. 1909. VIII, 216 S. M. 3,—.
3. J. Heinr. Pestalozzi von Alfr. Heubaum. 1910. XII, 368 S. M. 4,—.

Ich weiß über dieses großartige Unternehmen, von dem hier der Anfang vorliegt, nicht besser zu schreiben als es der Herausgeber getan hat:

„Das wissenschaftliche Verständnis der Erziehungsgeschichte kann nur hervorwachsen aus einer methodischen Verarbeitung des geschichtlich überlieferten Materials einerseits und anderseits aus dem

vergleichenden Einblick in den Zusammenhang der Kulturentwickelung, für den die Erziehung einen der wesentlichsten Faktoren bildet. Die sorgfältige Durchforschung der Einzelerscheinungen wird daher als nächste Aufgabe der Erziehungsgeschichte anzusehen sein.

Eine der hauptsächlichsten Teilaufgaben dieser Einzelforschung ist es, die persönlichen Ursprünge und Beziehungen der großen Ideen und Systeme zur Klarheit zu bringen, die in der Gesamtentwickelung der Erziehung hervorgetreten sind und zu einem großen Teil noch heute mittelbar oder unmittelbar nachwirken. Es gilt zu zeigen, in welcher Weise sie aus den Lebenserfahrungen und aus dem Gedankenkreise ihrer Schöpfer entstanden oder aus dem Einfluß bedeutender Vorgänger erwachsen sind."

Diese Aufgabe hat nun die Sammlung energisch zu lösen begonnen und zwar durchweg auf wissenschaftlicher Grundlage. Es sind die besten Kenner der Erziehungs- und Schulgeschichte, die ihre Bearbeitung unternommen haben. Wünschen wir dem Unternehmen glücklichen Fortgang; das Interesse der Mitglieder der C. G. ist ihm gewiß.

Sittlichkeit ohne „Pflicht" [Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction]. Von I[sak] M[ara] Guyau. Ins Deutsche übers. von Elisabeth *Schwarz*. Mit e. für d. deutsche Ausg. verf. biograph.-krit. Einl. von Alfr. *Fouillée* u. bisher unveröff. Randbemerk. Friedr. *Nietzsches*. Leipzig: Klinkhardt 1909. VIII, 303 S. 8⁰. M. 6,—. (Philos.-soziolog. Bücherei, Bd. 13.)

Das Buch des sehr jung 1888 verstorbenen Verfassers enthält eine Moralphilosophie auf neuer Grundlage, d. h. einer völlig anderen Grundlage, als sie Kant uns überliefert hat. Die Gedanken Guyaus liegen nicht weit ab von denen Hartmanns und Nietzsches, den Guyau freilich nicht gekannt hat, der aber seinerseits die Schriften des französischen Dichterphilosophen gekannt zu haben scheint. Auch hier eine Umwertung aller Werte: es wird eine Sittenlehre der Zukunft gegeben und der Versuch gemacht, „Tragweite, Ausdehnung sowie natürliche Grenzen einer streng wissenschaftlichen Sittenlehre festzustellen". Verfasser zeichnet zuerst die sittliche Weltanschauung des metaphysischen Dogmatismus und das Sittengesetz selbst und untersucht dann die Triebfeder des Sittlichen, die Äquivalente des Pflichtbegriffs und schließlich die Idee der Sanktion. Das Buch ist sehr geistreich und glänzend geschrieben und von erhöhtem Interesse durch die Randbemerkungen, die Nietzsche zu Guyaus Esquisse d'une morale gemacht hat. Diese werden hier zum ersten Male veröffentlicht.

Comenius-Gesellschaft

Gestiftet am 10. Oktober 1892

Vorsitzender:

Dr. **Ludwig Keller**, Geheimer Archiv-Rat in Berlin-Charlottenburg

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz (Kreis Guben)

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. **Appeldoorn**, Emden. Direktor Dr. **Diedrich Bischoff**, Leipzig. Prof. W. **Bötticher**, Hagen (Westf.). Dr. Graf **Douglas**, Mitglied des Staatsrats und des Abg.-H. Stadtbibliothekar Dr. **Fritz**, Charlottenburg. Professor G. **Hamdorff**, Görlitz. Dr. **Arthur Liebert**, Berlin. Dr. **Nebe**, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Berlin. Seminar-Direktor a. D. Dr. **Reber**, Erlangen. Dr. **Rein**, Professor an der Universität Jena. Freiherr **von Reitzenstein**, Major a. D., Berlin. Geh. Hofrat Dr. **E. v. Sallwürk**, Oberschulrat in Karlsruhe. Direktionsrat a. D. Dr. **v. Schenckendorff**, M. d. A., Görlitz. **von Schubert**, Generalleutnant z. D., M. d. R. und des Abg.-H., Berlin. Bibliotheks-Direktor Dr. **Seedorf**, Bremen. Universitäts-Professor Dr. **von Thudichum**, Tübingen. Generalleutnant z. D. **Wegner**, Berlin. Dr. **A. Wernicke**, Direktor der städt. Oberrealschule und Prof. der techn. Hochschule, Braunschweig. Professor **W. Wetekamp**, Realgymn.-Direktor, Berlin-Schöneberg. Professor Dr. **Wolfstieg**, Bibliotheksdirektor, Berlin. Professor Dr. **Wychgram**, Schulrat, Lübeck. Professor D. Dr. **Zimmer**, Berlin-Zehlendorf.

Stellvertretende Mitglieder:

Lehrer **R. Aron**, Berlin. **Eugen Diederichs**, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. **Gustav Diercks**, Berlin-Steglitz. Professor Dr. **Eickhoff**, M. d. R., Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. **Erlenmeyer**, Benndorf a. Rh. Oberlehrer Dr. **Hanisch**, Charlottenburg. Oberlehrer Dr. **Rudolf Kayser**, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. **Kekule von Stradonitz**, Gr.-Lichterfelde. Landesgewerberat Dr. **Kühne**, Charlottenburg. Chefredakteur **v. Kupffer**, Berlin. Direktor Dr. **Loeschhorn**, Hettstedt a. H. Schulrat Dr. **Mosapp**, Stuttgart. Professor Dr. **Möller**, Berlin-Karlshorst. D. Dr. **Josef Müller**, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Professor Dr. **K. Rembert**, Krefeld. Dr. **Ernst Schultze**, Hamburg. Archivrat Dr. **Schuster**, Charlottenburg. Bürgerschul-Direktor **Slaměnik**, Prerau (Mähren). Oberlehrer Dr. **Ssymank**, Posen. Dr. **Hermann Türck**, Jena. Schulrat **Waeber**, Berlin-Schmargendorf. Archiv-Direktor Dr. **G. Winter**, Geh. Archiv-Rat, Magdeburg. Professor Dr. **Anton Wotke**, Wien. Dr. **Fr. Zollinger**, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Veröffentlichungen der C. G.

A. Monatsschriften der Comenius-Gesellschaft

1. Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte).
2. Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte).

B. Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft

(Zwanglose Hefte aus allen Wissensgebieten.)

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. — Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M.) erhalten nur die **Monatshefte der C. G.** für Kultur und Geistesleben.
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M.) erhalten nur die **Monatshefte der C. G.** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.

Alle Zahlungen sind zu richten an:

Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin W 8 Konto: Comenius-Gesellschaft

Geschäftsstelle: Charlottenburg, Berliner Str. 22